

AB

34924









Lebenslauf
der
Caroline M ***,

allen

Schauspielerinnen

Deutschlands gewidmet

von

F. K.



Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilscher 1781.

330114103
1881
1881

AB 34924



L24

1881





Meine Damen!

Zum Zeichen meiner innigsten Ergebenheit widme ich Ihnen eine Geschichte, die ich schon verschiedene Jahre durchs Vaterland führe. Ihre Weltkenntniß läßt mich nicht befürchten, Sie werden diese Begebenheit in die Classe der Romane setzen, die sich blos in der Einbildungskraft der Dichter zugetragen haben. Sollte sie auch hier und da etwas wunderbar lauten, und sogar ins Abenteuerliche fallen, so kann

H

ich



ich mich mit nichts, als mit Carolinens Schick-
sal entschuldigen. Es würde mir sehr leicht seyn,
dieser Geschichte den Stempel der historischen
Wahrheit aufzudrücken, wenn ich die Personen,
die darin verwickelt sind, besonders die Theaterdi-
recteurs mit Namen nennte: doch davon halten
mich große Verpflichtungen zurück. Freylich
wäre es unverzeihliche Unbescheidenheit, wenn ich
Ihnen zumuthen sollte, mir alles auf mein Wort
zu glauben — — Prüfen Sie selbst, meine
Damen; nur bedenken Sie, wie wunderbar sich
gewisse Personen durchs Leben haben durchspielen
müssen. Ich berufe mich hierbey selbst auf ei-
nige von Ihnen, die ich kenne, deren Wandel
mit so vielen ungewöhnlichen Vorfällen verwebt
ist, daß sie satzfamen Stoff zu einer merkwürdi-
gen Geschichte geben könnten.

Mei.



Meines Wissens leben noch zwey Actricen,
aber schon seit geraumer Zeit fern von der kleinen
Bühne, die Carolinen M. sehr genau gekannt
haben. — Kurz war ihre theatralische Laufbahn,
und ihre letzte Scene im gemeinen Leben erbar-
mungswürdig. Ich gestehe es Ihnen frey, daß
es mir an Kräften fehlt, sie so auszuzeichnen, wie
ich sie selbst sah. Ueberhaupt muß ich Sie we-
gen des Stils um Nachsicht bitten. Carolinens
Gedanken und Ausdrücke waren mir zu schätz-
bar, als daß ich sie verändern sollte, und die
Vollendung ihres traurigen Schicksals schrieb ich
in meiner Jugend nieder. Aus einigen Ursachen
unterließ ich die Umarbeitung — Dergleichen
Schriften werden doch nur einmal durchblättert —
und sind hernach weiter nichts als Statisten in
Büchersammlungen.



Bey Gelegenheit werde ich mir die Beloh-
 nung, die dann und wann den Autoren für
 Dedicationen gereicht werden, persönlich bey Ih-
 nen abholen; denn ich bin Willens eine zweyte
 Reise durchs Vaterland zu machen. Wenn Sie
 also, meine schöne Damen, eine traurige Figur,
 die das Glück mit stiefmütterlicher Hand zusam-
 mangedruckt hat, mit einer ganz eignen Autor-
 miene erscheinen sehen, die werde ich seyn.

Im Fall Sie etwas auf dem Herzen ha-
 ben, das Sie gern bekannt machen möchten,
 wenn Sie sich gegen einen lieblosen Tadler zu
 vertheidigen wünschten, so erbiere ich mich zu
 allem, was meine Feder vermag. Befehlen
 Sie nur.

Ich

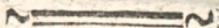


Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten
Hochachtung zu seyn,

Meine Damen,

Dero ergebenster Diener

R.



A 3

Mein



Mein Vater war ein Prediger auf dem Lande. Seine Frömmigkeit, sein gutes Herz erwarben ihm, so lange meine Mutter lebte, die Achtung und Liebe der ganzen Gegend. Diese würdige Mutter, ganz Sanftmuth und Güte, fand im Wohlthun ihre größte Glückseligkeit. Unser Haus war die Zuflucht jedes Armen, und nie gieng einer ohne Trost, ohne einige Hülfe von uns.

Meine Kinderjahre waren die glücklichsten meines Lebens. —

Meine mir ewig theure Mutter unterrichtete mich in allen nöthigen Frauenzimmerarbeiten, und in meinem zehnten Jahr konnte ich ihr schon in vielen häuslichen Berrichtungen beystehen. Unsere Erholungsstunden waren, wenn es die Witterung zuließ, in einem kleinen Garten, den meine gute Mutter selbst angelegt hatte. Wie selig preise ich noch jene Stunden, wo ich so ganz unbefangen zwischen meinen Aeltern saß, sie von den Schönheiten der Natur reden hörte, und wie herrlich sich die Allmacht in jedem Blümchen den Menschen darstellte!

Die Kräfte meiner gütigen Mutter fiengen an sich nach und nach zu erschöpfen; endlich sahen wir sie täglich schwächer werden. Mit heiterer Miene kündigte sie uns einmal an, daß sie nun nicht



nicht lange mehr bey uns seyn würde. Mein Vater that alles mögliche, ihre Gesundheit wiederherzustellen: doch waren Aerzte und Arzneyen vergebens. An einem heitern Tage, wie sie schon ganz entkräftet war, ließ sie sich in den Garten führen, und man mußte sie mit mir allein lassen. Sie nahm eine Blume, verglich sie mit mir, nahm mich darauf in ihre Arme, weinte und betete für mich. Es muß ihr mein künftiges Schicksal geahndet haben. —

Ich kniete vor ihr nieder, hob die Hände gen Himmel, bat Gott, mir meine Mutter zu lassen, oder mich mit ihr von der Welt zu nehmen. Sie tröstete mich, gab mir ihren Segen; und kurze Zeit nach diesem für mich rührenden, unvergeßlichen Austritt, entschlief sie.

Eben wie mir meine theure Mutter am nothwendigsten zu werden anfing, entriß sie mir der Tod. Mein Verlust war mir äußerst schmerzhaft. — Meine Betrübniß riß mich so hin, als wenn ich das Labyrinth von immerwährendem Leiden, worein mich mein Verhängniß ohne meine Führerin stürzen würde, voraus sähe.

Mein Vater beweinte herzlich mit mir seine Gattinn. So lebten wir ganz ohne Freuden ein Jahr dahin; denn es schien uns alles mit meiner Mutter todt zu seyn.

Der



Der Superintendent, der meinem Vater viele Merkmale seiner Achtung erwies, suchte ihn durch Trostgründe aus seiner Schwermuth zu reißen. Unter dem Vorwande, ihn zu zerstreuen, nahm er ihn mit sich nach der Stadt. Mein Vater reiste nun öfters dahin, und in einem halben Jahre heirathete er die Tochter des Superintendenten — Nun begann mein Unglück.

Meine Stiefmutter nahm Besitz von ihrer neuen Wohnung. Alles, was sie vorfand, war nicht nach ihrem Geschmack. In wenig Wochen sah unser Haus ganz anders aus. Neue Möbeln, Tapeten nach der Mode — kurz, alles wurde nach der Stadtmanier eingerichtet.

Ich weiß nicht, wodurch es geschah, daß ich gar nicht das Glück hatte, meiner Stiefmutter zu gefallen. Gang, Geberden, Sprache, und alles was ich unternahm, war nicht nach ihrem Sinn. Auch konnte sie es durchaus nicht leiden, wenn ich, nach meiner Gewohnheit, um meinen Vater zu seyn suchte. Im Anfange blieb es nur bey dem Schelten, aber bald darauf fühlte ich thätigere Beweise ihres Mißfallens an mir. Die erste Maulschelle, die ich bekam, war so empfindlich für mich, daß ich mich gar nicht zufrieden geben konnte. Es war, so viel ich mich zu besinnen wußte, der erste Schlag in meinem Leben.

Meine



Meine selge Mutter erzog mich mit Leutseligkeit, Güte und Sanftmuth. Selbst meine Kindische Unarten wurden mit liebevollen Ermahnungen bestraft. Nun in meinem vierzehnten Jahre mußte ich mich unverschuldet mißhandeln lassen! Das Traurigste für mich war, daß ich keine Seele um mich hatte, der ich mein Leiden klagen konnte. Unsere alten Hausbedienten waren fortgeschickt, und bey meinem Vater wagte ichs nicht mehr mich zu beklagen, weil ich das Uebel dadurch nur ärger machte.

Unsere Familie wurde mit einem jungen Sohne vermehrt, worüber mein Vater vor Freuden ganz hingerissen wurde. Wenn ich nun sah, wie dieses Kind von beyden Aeltern geliebet wurde, dachte ich an meine Kindheit, an meine liebevolle Mutter zurück, und suchte einen Winkel, wo ich ungestört weinen konnte; — auch diese elende Zuflucht wurde bestraft, wenn es meine Stiefmutter gewahr wurde. Eine kleine Erleichterung meiner Sclaverey fühlte ich darin, daß man sich, je älter mein Bruder wurde, desto weniger um mich bekümmerte. Sogar mußte ich mit dem Gesinde essen.

Mein Vater hatte durch die beständigen Klagen meiner Stiefmutter einen Widerwillen gegen mich gefaßt, wodurch ich mein ehmaliges Zu-

B

trauen



trauen zu ihm verlor. Durch das immerwährende Schelten und unverdiente Schlagen meiner Stiefmutter wurde ich mürrisch, und suchte die Einsamkeit, die man mir auch ließ. Oft gieng ich zum Grabe meiner seligen Mutter, setzte mich darauf, weinte, klagte ihr mein Leiden, wünschte bald mit ihr vereint zu seyn — dann fühlte ich Linderung.

Bald nahm mein Kummer eine andere Richtung. Eine ganz andere Leidenschaft als Sehnsucht aus der Welt schlich sich in meine Seele. Eines Tages, als meine Stiefmutter Besuch aus der Stadt hatte, wo ich denn niemals zum Vorschein kommen durfte, gieng ich in den Garten: denn auch dies wagte ich nur, wenn ich wußte, daß sie nicht dahin kam. In der Laube fand ich ein Buch aufgeschlagen. Ich fieng an zu lesen. — Je mehr ich las, je mehr vermehrte sich meine Neugierde.

Es war die schwedische Gräfinn von G*.*. Wo Steley sich mit dem kosakischen Mädchen unterhielt, hatte ich angefangen. Ich seufzte, und wußte nicht warum. Ich fühlte etwas in meiner Seele, das mir ein Räthsel war. Die Scene mit der Witwe des Gouverneurs war eben so reizend für mich. Die Art Bücher waren mir noch nicht vorgekommen. Ich kannte nur solche,



ehe, die von der Religion und Moral handelten. Es wurde Abend, ehe ich mit der Geschichte zu Ende kam. Ich nahm sie mit, schloß mich in meine Kammer, und las den größten Theil der Nacht durch. Ich schlummerte endlich ein. Meine Phantasien waren mir so neu, so ungewöhnlich, daß ich mir ein ganz andres Wesen zu seyn schien. Steley war von nun an wachend und träumend um mich. Ich trug dieses für mich so bezaubernde Buch wieder in den Garten. Zum Glück hatte es meine Stiefmutter noch nicht vermißt. Ich sah sie öfters lesen, aber ich hatte nicht Neugierde genug, auch hielt mich die Furcht zurück, mich darnach zu erkundigen. Jetzt überwand die Neugierde die Furcht, und ich suchte durch Hülfe einer Magd, die besonders wohl bey meiner Stiefmutter stand, meine Begierde nach ähnlichen Büchern zu stillen. Ich erhielt was ich wünschte. Ein zweytes Kindtausen in unserm Hause war mir besonders hiezu behülflich. So las ich einen Haufen Romane durch, und fieng nun auch an, romanenhaft zu denken.

Ich ertrug mein Unglück standhafter, weil ich mir fest einbildete, ein unverhofftes Abenteuer würde meiner Noth bald ein Ende machen. Ein kleines Gebüsch hinter unserm Garten war mein Lieblingsaufenthalt. Hier hieng ich meinen Ge-



danken nach. Steley war der Hauptgegenstand meiner erhitzten Einbildungskraft.

Eines Tages, als meine Stiefmutter sich völlig erholt hatte, ließ sie mich rufen. Ich gieng mit Zittern ins Zimmer, weil sie mich nur dann vor sich kommen ließ, wenn sie Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, mich zu bestrafen.

Wider alle meine Erwartung wurde ich güthlich aufgenommen.

Es war ein Amtsbruder von meinem Vater da, der sich durch seinen Geiz und durch andere lächerliche Unternehmungen zum Märchen aller umliegenden Kirchspiele gemacht hatte. Jeder wußte von ihm ein drolliges Geschichtchen. Wie gern, wie gewöhnlich die Landleute sich über ihre Prediger lustig machen, besonders wenn sie einige Ursache zu haben glauben, ist bekannt. Schon als Kind hörte ich so viel komisches von diesem Manne erzählen, daß ich mir einmal einfallen ließ, ihn bey einem Besuch zum Besten zu haben. Meine gute selige Mutter gab mir zwar harte Verweise, die mir viele Thränen kosteten; doch waren sie nicht vermögend, die widrige Meynung, die ich von ihm hatte, auch darin täglich von andern Leuten bestärkt wurde, zu vertilgen. Dieser Prediger war also da, und hatte sich, wie es mir vorfam, nach seiner Art ordentlich gepuht. Nach
einigen



einigen Neben rief mich meine Stiefmutter heraus, und sagte zu mir: höre, Caroline, du bist nunmehr alt und groß genug zum Heirathen. Da hab ich dir einen Mann ausgesucht. Der Pastor S** ist Witwer, und will dich zur Frau haben. Ich hoffe, daß du diese Gelegenheit, dich an den Mann zu bringen, mit Freuden ergreifen wirst. Geh herein und sprich mit deinem Bräutigam. Ich stand wie eine arme Sünderinn, und hatte das Herz nicht, nur mit einer Miene mein Mißfallen über diesen Vorschlag, der mir so neu als unerwartet war, zu äußern. Kaum sahe sie, daß ich anstand, herein zu gehen, so mochte sie wohl die Ursache errathen.

Nun, was wirds, rief sie? Hast du mich verstanden? Ohne daß ich es wollte, stürzten mir die Thränen aus den Augen. Hier schwellen ihre Muskeln auf und ihr Kopf glühte vor Bosheit. Nun, dumme Dorffrage, schrie sie, willst du etwa nicht? Freylich hier auf der Bärenhaut zu liegen, müßig herum zu schlendern, uns zur Last zu seyn, das gefiel der Dirne wohl besser als selbst zu wirthschaften. Gehorch, sag ich, oder du sollst keine Stunde länger im Hause bleiben. Hierauf nahm sie mich beym Arm und schleuderte mich nach der Stubenthüre. Daß meine Stiefmutter von ungewöhnlicher Länge und Stärke war,



Hab ich zu sagen vergessen. Ich trocknete mir die Thränen ab und gieng hinein. Mein Vater sprach wenig, auch dieses nur mit meinem kleinen Bruder, den er auf dem Schoos hatte. Mein bestimmter Bräutigam, den ich mit innigem Widerwillen ansah, trank fleißig, und stopfte sich eine frische Pfeife Tabak.

So dauerte die stumme Unterhaltung fort, bis meine Stiefmutter dazu kam. Sie erkundigte sich nach des Herrn Pastors Wirthschaft. Er war in dieser seiner Lieblingsmaterie sehr beredt. Wardiesem hörte ich ihn öfters über die schlechten Einkünfte seiner Pfarre klagen: jezt strich er sie, als eine mit der einträglichsten im Lande, heraus. Seine Gemeinde, die er sonsten eine wahre Teufelsbrut nannte, rühmte er nun als gute fromme Leute, die ihm ihr letztes Brodt geben würden, wenn er es bedürfte. — Er vergaß in seiner Wirthschaft auch nicht das kleinste Stück als eine Seltenheit zu rühmen; nur seine sechs große Kinder übergieng er mit Stillschweigen. — Meine Stiefmutter gab ihm einen Wink. Nach einer Art von Verlegenheit wandte er sich zu mir, und fragte mich, ob ich wohl Lust hätte mit ihm auf seine Pfarre zu ziehen. Ich sah meinen Vater an, seufzete und schlug die Augen nieder. Meine Stiefmutter antwortete gleich für mich.
Warum



Warum sollte sie nicht? sprach sie, indem sie den Kopf zurückwarf; denn was kann ein solches Mädchen wohl besseres wünschen als anständig versorgt zu werden. Wie gesagt, Herr Pastor, in vierzehn Tagen kann das Verlöbniß seyn. Er bedankte sich bey ihr, nahm Abschied, setzte sich auf sein Pferd, das eben so mager wie er war, und trollte sich fort.

Ich gieng in meine Kammer. Nun hatte ich Zeit, meinem Unglück ungestört nachzudenken— Das Bild des Steley nebst andern Romanenhelden kamen mir wieder vor. Welch ein Abstand zwischen ihnen und dem Pastor! — Ich hatte nun die traurige Wahl, mich entweder hier von meiner Stiefmutter martern zu lassen, oder einen Mann zu nehmen, den ich von ganzem Herzen verabscheute. Keinen Menschen konnte ich zu Rathe ziehen — und meine einzige Erleichterung war Thränen.

Einige Tage waren bereits verfloffen — Ich zitterte, wenn ich dachte, daß der Tag meiner Verlobung immer näher rückte. Oft wollte ich mich an meinen Vater wenden; aber ich wußte zum voraus, daß ich nichts ausrichten würde. Meine Stiefmutter beherrschte ihn gänzlich. Er durfte sogar nicht mehr kleine Almosen austheilen, darin er doch vordiesem sein größtes Vergnügen



sand. So wenig Erfahrung ich auch zu der Zeit hatte, so mißbilligte ich doch in meinem Herzen diese Unthätigkeit, worein er jetzt versunken war. —

An einem der schönsten Sommertage gieng ich ganz in mich vertieft nach meiner Einsamkeit, in das erwähnte Gebüsch hinter unserm Garten. Ich setzte mich an einen kleinen Hügel im Schatten. — Unter Gedanken mancherley Art, über meine traurige Lage, schlummerte ich ein. Hier war meine Phantasie wieder wie gewöhnlich wirksam. Es kam mir ganz lebhaft vor, wie meine Stiefmutter mit Gewalt meine Hand ergriff, um sie dem Pastor zu geben. Ich sträubte mich, ich bat — Ehe ich es mich versah, hatte Steley mich beym Arm, und führte mich davon. Wir giengen über eine schöne Wiese; indem ich meinem Erretter danken wollte, stürzte ich in einen finstern Abgrund. Aengstlich tappte ich allenthalben nach einem Ausgang herum — Bald sah ich ungeheure Thiere, die mich verschlingen wollten, bald Schlangen, die mich verfolgten — Ich hörte Menschenstimmen, rief um Hülfe — und so erwachte ich. Ich wollte mich aufrichten, aber ich bebte zurück, als ich eine Mannsperson neben mir stehen sah. Ich traute meinen Sinnen nicht, ich glaubte noch zu träumen — Endlich hörte ich mich liebreich anreden, sich entschuldigen — Nach und nach



nach erholte ich mich. Nun steng ich an die Person zu betrachten. Noch nie hatte ich, wie es mir vorkam, eine edlere Bildung gesehen. Eine offene heitere Miene, schwarzes Haar — Mit einem Worte, das ganze Ideal, das ich mir von Creley gemacht hatte, stand vor mir. Er reichte mir die Hand als ich aufstehen wollte, und bat mich wieder um Verzeihung, daß er mich aus meiner Ruhe geweckt hätte. Er sagte, er wäre von ohngefähr hieher gekommen, und habe das größte Vergnügen empfunden, mich schlafen zu sehen. Es thäte ihm unendlich leid, daß ich bey seinem Anblick erschrocken wäre, aber seine Absicht sey nicht mir auf irgend eine Art Unruhe zu erwecken. —

Er fragte mich, ob ich hier in der Nähe zu Hause wäre, denn auf alle seine Entschuldigungen konnte ich vor Verwirrung nicht antworten. Ich sagte ihm, daß mein Vater der Prediger in diesem Orte wäre, und unsere Wohnung nicht weit von hier sey. Er wollte mich nach Hause begleiten; aber ich verbat diese Gefälligkeit, weil meine Stiefmutter es wohl nicht gern sehen würde. Das Wort Stiefmutter fiel ihm auf. Er fragte weiter — Ich wurde offenerzig, und in kurzer Zeit wußte er mein ganzes Schicksal. Er nahm den aufrichtigsten Antheil daran. Bey der Erzählung meiner bevorstehenden Verlobung rollten mir



die Thränen häufig über das Gesicht. Er wandte wehmüthig das seinige weg und trocknete sich die Augen — O was empfand ich für eine Glückseligkeit, ein menschliches Geschöpf zu erblicken, dem mein Etend zu Herzen gieng! Mehr wie das hätte es nicht gebraucht, ihm mein ganzes Vertrauen zu schenken. Er tröstete mich damit, daß es noch Mittel gäbe, diese Heirath zu hintertreiben, und so viel bey ihm stünde, wollte er herzlich gern dazu beytragen.

Auf meine Frage, ob er auch in der Nachbarschaft zu Hause gehöre, antwortete er, daß sein Vaterland die Pfalz wäre, er F** hieße, und wenn er das Vergnügen haben würde mich wieder zu sehen, wollte er mir sein ganzes Schicksal erzählen: denn der Abend war bereits über die Erzählung meiner Geschichte heran gerückt. Unter dem Versprechen uns morgen an diesem Orte wieder zu sehen, schieden wir von einander.

Mit weit leichterm Herzen als sonst gieng ich nach Hause, und mein einziger Wunsch war jetzt, daß es schon wieder der andere Nachmittag wäre. Das Bild des Herrn F** schwebte mir die ganze Nacht vor Augen. Ich wiegte mich in angenehme, in hoffnungsvolle Träume ein; und wie ich erwachte, schien mir selbst die Begebenheit des vorigen Tages ein Traum zu seyn. Nachdem ich
meine



meine Sinnen gesammelt hatte, fieng ich an wider meine Gewohnheit mich zu putzen. Die Einrichtung meiner Stiefmutter ließ mir zwar wenig Wahl im Anzuge übrig; doch suchte ich das Beste hervor, was ich hatte. Mein Fuß muß auffallend gewesen seyn, denn meine Stiefmutter, die mich von ohngefähr erblickte, machte sich sehr über mich lustig. Der Himmel weiß, wie ich zu dem Muthe kam, ihr zu sagen, daß ich, wenn meine selige Mutter noch lebte, nicht nöthig haben würde, so armselig einherzugehen. Sie schlug mich für diese Verwegenheit so stark ins Gesicht, daß mir das Blut meinen ganzen Anzug verdarb. Mein Herz wollte für Unmuth zerspringen — Ich gieng fort — Nun hatte ich Zeit, meiner Uebereilung und der Tyranney meiner Stiefmutter nachzudenken. Die versprochene Hülfe des Herrn J. richtete mich wieder in etwas auf. — So erwartete ich sehnsuchtsvoll die bestimmte Stunde unserer Zusammenkunft. Nichts schmerzte mich mehr, als daß mein Gesicht vom Schläge verunstaltet war. Mit der Beschäftigung meinen Fuß wieder in Ordnung zu bringen, rückte der Nachmittag heran. — Je näher ich dem Orte kam, wo ich Hülfe, wo ich Trost zu finden hoffte, je stärker schlug mir das Herz. Ich fand den Herrn J** auf der Stelle, wo er mich gestern



stern angetroffen hatte, mit einem Buche in der Hand, ganz tiefsinnig sitzen. Kaum wurde er mich gewahr, so sprang er auf und bat mich, daß ich neben ihm Platz nehmen möchte. Er fand bald die Merkmale von der heutigen Begebenheit in meinem Gesicht. Wie ich ihm die Ursache davon erzählte, bedauerte er mich sehr. Dann schwieg er eine geraume Zeit still. O Gott! fieng ich an, was wird aus mir werden? Warum liege ich nicht an der Seite meiner Mutter? Von allen Menschen verlassen, auf der ganzen weiten Welt weiß ich Niemanden, der sich meiner annehmen könnte! — Die Thränen erstickten meine Sprache, und ich wußte mich nicht zu fassen. Er weinte mit, dann sagte er sehr gerührt, liebes, unglückliches Mädchen, wenn es in meiner Macht stünde, Sie ganz glücklich zu machen! — Er sah mich hierauf an, nahm meine Hand, küßte sie, und schloß sie in die seinige. Sie haben mir Ihren traurigen Zustand entdeckt, fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, woran ich von ganzem Herzen Antheil nehme. Sehen Sie mich als Ihren Freund an, der Ihnen das beste Schicksal gönnt, der alles anwenden wird, Ihren Kummer zu lindern. Erstlich will ich Ihr Zutrauen dadurch zu verdienen suchen, daß ich Ihnen meine ganze Geschichte, ohne einen Vorfall zu verschweigen,



schweigen, erzähle, damit Sie wissen, wer ich eigentlich bin.

Mein Vater besaß ein kleines Landgut in der Pfalz. Seine größte Sorge war, mir und meiner Schwester eine gute Erziehung zu geben. Meine Tante, die in der Stadt wohnte, nahm uns nach den ersten Kinderjahren zu sich, mich der Schule wegen, und bey meiner Schwester Mutterstelle zu vertreten, denn wir wurden sehr jung mütterlose Waisen. — Wir wuchsen heran. Meine Schwester fand ihr Glück in der Heirath eines Mannes, der mehr rechtschaffen als reich war, dadurch aber desto eher die Einwilligung meines Vaters erhielt.

Kurze Zeit zuvor, ehe ich auf die Akademie abreisen sollte, starb dieser gute Vater. Unser Vermögen wurde getheilt. Mir blieb nicht so viel übrig, als ich zu meinem Vorhaben brauchte. Obschon mein Schwager mich nicht selbst unterstützen konnte, so fand er doch durch seine Sorgfalt, die er für mich hatte, bald Hülfe. Ein junger Cavalier stand im Begriff auf die Akademie nach Göttingen zu gehen. Seine Aeltern suchten einen Menschen, der mehr mit ihm studieren, als ihn hofmeistern sollte. Mein Schwager schlug mich vor. Auf seine Empfehlung wurde ich ohne Bedenken angenommen. Der Vater dieses jungen



gen Cavaliers war ein Mann, der in ansehnlichen Aemtern stand, und bey Hofe sehr geschätzt wurde. Bey unserer Abreise gab er seinem Sohn die weitesten Ermahnungen. Mich bat er, ihm mit gutem Exempel vorzugehen, denn von meiner Sorgfalt für ihn würde meine künftige Versorgung abhängen. Wir reisten nach dem Orte unserer Bestimmung.

Der junge Herr von C. hatte ein fürtreffliches Herz. Unsere Freundschaft vermehrte sich täglich. Drey Jahre verflossen ruhig unter Fleiß und körperlichen Uebungen. Der Herr von C. fand in den Wissenschaften sein einziges Vergnügen. Unsere Lehrer gaben ihm die besten Zeugnisse. Sein würdiger Vater belohnte mein Verragen durch ansehnliche Geschenke. Er schrieb an seinen Sohn, daß er bereits für uns bey dem Fürsten Bedierungen ausgewirkt hätte, die wir gleich bey unserer Ankunft erhalten sollten.

Ein junger Edelmann, der blos auf der Akademie war, um ganz ausgelassen leben zu können, hatte schon verschiedenemal Handel an dem Herrn von C. gesucht. Es kostete mir nicht wenig Mühe Thätigkeiten zu verhüten. Kurz vor unserer Abreise begegnete er uns wie gewöhnlich betrunken. Es war uns nicht möglich ihm auszuweichen. Aus seiner wilden Miene schloß ich,
daß



daß er willens war, den Herrn von C. zu beleidigen. Ich betrog mich auch nicht. Kaum war er ganz nahe bey uns, so schrie er: aus dem Wege, Pinsel! Er hob dabey den Stock in die Höhe, dem Herrn von C. eins zu versetzen. Ich sprang dazu, und fieng den Schlag auf. Indem ich ihm den Stock aus der Hand riß, fiel er zu Boden. Er tobte wie ein Wütender, schimpfte und drohte mit gräßlichen Schwüren sich auf das grausamste zu rächen. Ich führte den Herrn von C. nach Hause, und war froh, daß ich ihn von diesem Handel befreyt hatte. Da ich die Folgen leicht voraus sehen konnte, so bat ich ihn, sich schlechterdings nicht in diese Sache zu mischen.

Nicht lange darauf brachte mir ein Landsmann des Herrn von M. eine Ausforderung von ihm. Ich versprach mich an dem vorgeschriebenen Ort einzustellen. Gern, sehr gern hätte ich diese gesekwidrige Handlung von mir abgelehnt, aber ich sah keinen Ausweg es mit Ehren zu thun. Die barbarische Gewohnheit sich selbst Genugthuung zu verschaffen, hatte zu eben der Zeit, so scharf auch das Verbot war, zu sehr überhand genommen. Zudem war die Ehre des Herrn von C. mit im Spiel. Der Gedanke, daß ich selbst mit Gefahr meines Lebens das mir anvertraute



traute Pfand vertheidigen wollte, unterdrückte alle Gegenvorstellungen, die mir mein Herz machte.

Der Herr von C. sah diese Aufopferung mit der größten Erkenntlichkeit an. Er wollte gar nicht zugeben, daß ich eine Beleidigung, die doch bloß auf ihn gemünzt wäre, ahnden sollte.

Unter diesem freundschaftlichen Streit, der mir ihn noch schätzbarer machte, trat sein Onkel herein: ein Teutschherr, reich und ganz Edelmann. Dieser Zufall war mir außerordentlich angenehm. Ich erzählte ihm unsern heutigen verdrießlichen Vorfall, und bat ihn, seinen Nessen gleich von der Universität zu nehmen, weil ich gewiß wußte, daß der Herr von M. und sein Anhang nicht eher ruhen würden, bevor sie ihren Groll auch an ihm ausgelassen hätten. Der alte Teutschherr dankte mir für diesen Rath — Aber ich, meinte er, müßte erstlich die Sache ausmachen, damit sein Vetter mit Ehren von der Akademie ziehen könnte. Er lobte meine Sorgfalt, die ich für den einzigen Stammhalter der Herren von C. gehabt hätte. Er versprach, alles seinem Bruder zu erzählen, der mir diese Dienstleistung gewiß nicht unbelohnt lassen würde. Bey Tische merkte er sehr weislich an, daß er es ganz ungeschicklich fände, daß die jungen Edelleute jetzt ihre besten Jahre mit Pedantereyen zubrachten. Die Schul-



Schulfüchseren käme ihnen eben so wenig zu, wie der Degen und Federhut den Bürgerlichen. Französisch ließe er allenfalls gelten, um sich bey Hofe zu produciren; aber dies könnte man eben so gut zu Hause lernen u. dergl. m. Ich überließ dem Herrn von E., der eben so dachte wie ich, mit seinem Onkel über diese Materie zu disputiren, da er dena am Ende, was ich zum voraus sahe, einige harte Ausdrücke anhören mußte.

Ziemlich berauscht verließ uns der Alte, nachdem er seinem Neffen befohlen hatte, noch diesen Abend alle seine Sachen ins Wirthshaus, wo er logirte, bringen zu lassen, weil er noch vor Anbruch des Tages mit ihm abreisen wollte. Mir gab er den Rath, daß ich mich brav halten und bald nachkommen sollte.

Herr von E. war mit dem ganzen Vorgange nicht zufrieden, weil er erst den Ausgang meines gefährlichen Unternehmens abwarten wollte. Endlich gab er meinen Bitten und Vorstellungen Gehör, ließ meine Sachen mit fortschaffen, und beehrte dabei, daß er meine Freundschaft mit innigster Erkenntlichkeit zeitlebens zu belohnen suchen würde. Sehr gerührt nahm er Abschied, und wünschte, daß alles zu meinem Vortheil ausfallen möchte.

E

Der



Der fatale Morgen brach an, ohne daß ich ein Auge zugethan hatte. Eben so wenig mit Groll zum Morden, als mit zaghaftem Herzen, ritt ich zum Kampfsplatz. Zwey meiner Landsleute, die von dem Handel gehört hatten, und aus Neugierde die Schlägerey mit ansehen wollten, begegneten mir. Sie fragten, wo mein Secundant wäre? Wie sie hörten, daß ich daran nicht gedacht hätte, erbot sich einer dieses Geschäft zu übernehmen. So wenig ich auch gesponnen war, Jemanden Theil an meiner Verdrießlichkeit nehmen zu lassen, besonders da ich die gefährlichen Folgen wußte, so mußte ich doch das Unerbieten annehmen, weil sie mir versicherten, daß es notwendig sey.

Kaum waren wir an dem bestimmten Ort, so sahen wir auch gleich den Herrn von M. mit seiner Begleitung angesprengt kommen. Ich sah seinen Vorsatz sich zu rächen in seinen Augen. Er griff mich mit rasender Wut an. Da ich blos auf meine Vertheidigung bedacht war, ließ ich alle die Vortheile, die mir seine Hitze über ihn gab, fahren. Es gelang ihm auch, wie ich ihn zu entwaffnen suchte, mir eine kleine Wunde hezubringen. Doch damit war er nicht zufrieden. Er schrie, der Hund muß sterben. Hier verließ mich mein kaltes Blut, und der Kampf begann



begann heftiger als vorhin. Da ich jetzt die ganze Absicht meines Feindes wußte, und nur die grausame Wahl hatte, entweder ihn zu stürzen oder selbst zu fallen, so nahm ich die erste Gelegenheit wahr — und Herr von M. sank unter einem gräßlichen Fluch nieder. Ganz sinnlos brachten mich meine Landsleute aufs Pferd.

Mein Secundant ritt mit mir bis hierher. Nun fügte ich das gräßliche Wort Mörder mit aller peinigenden Angst. Das Bild des Herrn von M. stand, wie ein blutendes Gespenst, beständig vor meinen Augen. Ich wollte zurück, mich der Gerechtigkeit zu überliefern, um der Qual, die in mir wie ein Feuer tobte, ein Ende zu machen — Mein Landsmann hatte alle Mühe, mich davon abzuhalten; sein größter Trost, der mich in etwas beruhigte, war, daß es noch ungewiß sey, ob der Herr von M. wirklich geblieben wäre. Er versprach mir, den andern Tag zurückzureiten, und mir durch einen Boten Nachricht zu geben. Nie ist mir eine Zeit länger und ängstlicher geworden, bis der versprochene Bote kam. Unter wahrer Todesangst eröffnete ich den Brief, und fand, was ich nicht zu finden glaubte, Trost. Der Herr von M. hieß es, wäre zwar gefährlich verwundet, doch hofften die Aerzte ihn wiederherzustellen. Meine Freude war bey dieser Nachricht unbegrenzt.





gränzt. Der zweyte und dritte Brief von der Besserung des Herrn M. flößte mir vollends neues Leben ein. Wider Vermuthen war unser Zweykampf nicht ruchtbar geworden. Die Zeugen und der Verwundete mußten schweigen, weil sie eben wie ich nach den Gesetzen strafbar waren.

Theils um mich zu erholen, theils den beruhigenden Trost mit in mein Vaterland zu nehmen, kein Mörder zu seyn, habe ich mich hier im Gasthose aufgehalten. Der Verwundete ist nun wiederhergestellt, und im Begriff die Universität zu verlassen. Nun kann ich mit ruhigem Gewissen an einen Ort zurückdenken, in welchem ich Gelegenheit gehabt habe, mich zum Dienste meines Vaterlandes geschickt zu machen, worin ich aber bald aus Pflicht gedrungen war, ewig meine Tage mit einer schwarzen That zu verbittern.

Nun, theure Caroline, fuhr er nach einer Pause fort, dies ist mein Universitätsroman. Könnte er sich doch so glücklich endigen, könnte ich das Andenken der traurigen letzten Epoche dadurch vermindern, daß ich so glücklich wäre, einem verlassenen hülflosen Mädchen einen wichtigen Dienst zu leisten! Warum bin ich nicht reich? — Doch eine Frage noch, Caroline, aber aus der Fülle Ihres ganzen Herzens —

Hier

Hier unterbrach uns ein Geschrey. Alle meine Glieder zitterten mir, als ich meinen Namen rufen hörte, weil ich mich verrathen glaubte. Er sprang auf; morgen, sagte er, seh ich Sie wieder, und eilte davon. Ich gieng der Stimme entgegen, und traf unsere Magd an, die mich wie gewöhnlich hart anlief, daß ich ihr so viel Mühe gemacht hatte, mich zu finden.

Zu Hause fand ich zu meiner größten Verstärzung den Pastor, an den mich meine Stiefmutter verheirathen wollte. — Sie sagte mir, sie hoffte, ich würde jezt aufhören mich wie eine alberne Dorfnymphe zu zieren. Ich sollte munter seyn, und mit dem Pastor freundlich sprechen, wie es sich für eine Braut schicke u. dergl. m.

So verhaßt mir auch der Mann war, so verhinderte doch die Furcht vor meiner Stiefmutter, daß ich ihm meinen Unwillen nicht deutlich zu erkennen gab. Zu meinem größten Verdruß kam es diesmal dem Grippe an, schön mit mir zu thun. Ein kalter Schauer überfiel mich, wie er mich mit der dürrn Hand im Gesicht streichelte — ohne daß ich es wollte, fuhr ich zurück. Ein grimmiger Blick von meiner Stiefmutter brachte mich wieder in meine vorige Stellung, und ich mußte es geschehen lassen, daß er mit seiner kalten Hand die meinige nahm — Ich glaubte,



der Tod hielt mich. Es schien mir, als wenn meine Stiefmutter sich an meiner Qual ergözte. Der Himmel vergebe es mir, wenn ich ihr unrecht gerhan habe!

Endlich kam der für mich glückliche Augenblick, wo der Pastor seinen Abschied nahm. In wenig Tagen war die Verlobung festgesetzt. Meine Stiefmutter, die noch etwas mit dem Pastor allein zu reden hatte, ließ mich mit meinem Vater ins Zimmer zurückgehen. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihm meinen Abscheu vor dieser Heirath zu entdecken. Mit Thränen bat ich ihn mich nicht unglücklich zu machen. Es ist mir nicht möglich, liebster Vater, sagte ich, diesen Mann zu nehmen. Haben Sie Mitleiden mit mir, erbarmen Sie sich meiner! Nur den Pastor nicht! — O meine selige Mutter — Dies letzte hörte meine Stiefmutter. Was? schrie sie, was will das widerspenstige Ding? Denk doch! — die selige Mutter! Ein hübsches Thier hat sie an dir erzogen, du gehst aus dem Hause oder ich. Creißre dich nicht, mein Kind, fiel ihr mein Vater ein, sie wird schon folgen. Geh, Caroline, geh, ärgere deine Mutter nicht, und thu hübsch, was sie haben will. Das war der ganze Trost, den ich erhielt.

Ich



Ich gieng fort, und sehnte mich nach dem Augenblick meinem Freunde meine Noth zu klagen. Ich dachte an seine Geschichte, die er mir erzählt, und wovon ich beynahе jedes Wort behalten hatte; dann fiel mir die letzte unterbrochene Frage ein. Mein Herz schien sie zu errathen, aber traurige Zweifel ließen den Gedanken nicht aufkeimen.

Unter tausend Vorstellungen, die mit Muthlosigkeit und einem Blick voll Hoffnung abwechselten, brachte ich die Nacht zu. Wenn ich mir einbildete, daß F. fortreisen würde, und ich als denn den Pastor nehmen müßte, so war ich in einem Zustande der Verzweiflung — Dann suchte ich Trost in der versprochenen Hülfe meines Freundes.

Endlich kam der gewünschte Nachmittag. Zwischen Furcht und Hoffen gieng ich an den bewußten Ort. F. kam mir entgegen. Heiterkeit und Freude waren in seinem Gesicht. Er sagte, er hätte noch gestern Abend vieles von mir mit einer alten Magd gesprochen, die bey meiner seligen Mutter in Diensten und meine Wärterinn gewesen war. Die müßte mich noch sehr lieb haben, denn sie hätte geweint, wie sie auf meine Heirath mit dem Pastor gekommen wäre. Ich erzählte ihm, was mir widerfahren war: nun glaubte ich zuverlässig unglücklich zu werden —





F. sah mich aufmerksam an; dann sprach er: wegen der Frage, bey der ich gestern unterbrochen wurde — wollten Sie mir wohl antworten? Aber von ganzem Herzen. Es ist Ihr — Freund, der Sie fragt, Ihr Freund, der Sie — hochschätzt. Wollen Sie, theure Caroline? Von Grund meiner Seelen, erwiderte ich. Nun, fuhr er fort, wenn ich der Pastor wäre, würden Sie sich auch weigern, Frau Pastorinn zu werden? Ich schlug die Augen nieder, seufzte, und meine Antwort waren Thränen — Entweder, rief F., verstehe ich Sie ganz, oder es täuscht mich ein süßer Wahn. Er nahm mich bey der Hand, und sagte mir unter tausend angenehmen Dingen, daß er von dem Augenblick, da er mich schlafend angetroffen, die aufrichtigste und unwiderstehlichste Liebe zu mir gefaßt hätte. Er bat mich, daß ich ihm nun auch sagen möchte, was ich für ihn empfinde. Im Anfange gieng es fragweise. Endlich entdeckte ich ihm mein ganzes Herz. — Der Traum von Steley — die Aehnlichkeit, die ich zwischen ihm und diesem Ideal gleich bey dem ersten Anblick gefunden hätte — kurz, wir gestanden uns unsere wechselseitige Liebe, und überließen uns allen den süßen Täuschungen, die diese Leidenschaft in dem ersten Moment über die Sterblichen ergießt. F. sagte mir, daß er kein ander Mittel wüßte,



wüßte, wie ich ewig die seine werden konnte, als wenn ich mit ihm nach seinem Vaterlande reiste. Wenn Sie auch keine Neigung zu mir hätten, fuhr er fort, so halte ich es für meine Pflicht, Sie von einer Gefahr zu retten, die schrecklicher ist als der Tod selbst. Es ist mir nicht möglich, Sie in dieser Gefahr zu lassen, nachdem ich Sie gesehen habe, und Ihre Gesinnungen kenne. Ich weiß es, daß wenige Menschen diesen Vorschlag billigen werden, aber ich erwarte höhern Beyfall. Nun, theure Caroline, der Schritt ist zu wichtig, als daß er von einem Augenblick Entschließung abhängen sollte. Ueberlegen Sie, und morgen — Was soll, was kann ich überlegen? fiel ich ihm ein. Wäre es eine Wahl, die Ueberlegung bedürfte — und was würde ich wählen, wenn die Wahl Sie beträfe? Nun dann, Caroline, erwiederte er, so wollen wir uns getrost dem Schicksal überlassen, das mich nicht von ohngefähr in diese Gegend geführt hat. Mein ganzes Leben soll Ihnen die thätigsten Beweise meiner Liebe und Ergebenheit geben. Doch zu was eitle Bethürungen, die Sie jetzt für gültige halten müssen! — Die Zukunft soll Sie überzeugen, daß Sie sich einem Menschen überlassen haben, der in Ehre und Rechtschaffenheit sein größtes Glück sucht.





Unter ähnlichen Gesprächen kam der Abend heran, und die andre Nacht wurde zu unserer Abreise festgesetzt — dies war der Schluß unserer Unterredung.

So sehr ich auch J. liebte, so sehr ich auch Ursache hatte ihn hochzuschätzen, so nahe ich auch dem Zeitpuncte meiner Befreyung war, so fühlte ich doch etwas in mir, das mir meine Freude verkümmerte. Alles hatte sich nun auf einmal verändert, sogar eilte ich meiner Wohnung mit Sehnsucht zu, sie noch einmal zu sehen. Unter diesen abwechselnden Gedanken kam ich um einen Zaun, und mein Vater stand vor mir. Ich erschrock, und blieb ganz erstarrt stehen. Er redete mich freundlich an. Nun sah ich alle diese liebevolle Züge wieder in seinem Gesicht, womit er mich vordiesem immer anlächelte. Ich ergriff seine Hand, benetzte sie mit Thränen, wollte reden und konnte nicht. Gott, was fühlte ich in dem Augenblick für Herzensangst! Meine Stiefmutter kam dazu, und ich mußte weichen.

Ich lief zu dem Grabe meiner seligen Mutter. Hier ergoß sich mein Herz ganz — Fühllos sank ich darauf hin. Der Schulmeister, der zu meinem Vater wollte, und über den Kirchhof gieng, fand mich, und brachte mich wieder zu mir. Da er wußte, wie ich in unserm Hause gehalten wurde,



wurde, bedauerte er mich und suchte mich zu trösten. Unter dem Versprechen, nichts von diesem Vorfall zu sagen, folgte ich ihm nach unserer Wohnung.

Das war die letzte Nacht, die ich darin zubrachte. Alles, was ich ansah, schien von mir Abschied zu nehmen. Es war mir nicht möglich ein Auge zuzuthun. Aus dem geringsten Schlummer schreckte mich immer ein Sturz in den Abgrund.

Der Morgen brach endlich an. Unter Furcht und Zittern erwartete ich die Nacht. Ich glaubte, man würde mein Vorhaben in meinem Gesichte lesen. Zur Vermehrung meiner Angst ließ mich meine Stiefmutter holen. Sie hatte eins von ihren alten Kleidern ausgesucht, um mir daraus ein Ehrenkleid zu meiner Verlobung machen zu lassen. Ich ließ alle die Lobeserhebungen, die sie von dem altmodischen und abgetragenen Rocke machte, unbeantwortet. Zum Schluß schalt sie mich in Gegenwart des Dorfschneiders für eine undankbare Creatur, und so schickte sie mich fort.

Sehnsüchtig wünschte ich meinen Vater noch einmal zu sehen, aber er war verreist. Wie es anfieng dunkel zu werden, gieng ich unbemerkt aus dem Hause. Oft sah ich mich nach dem Orte meiner Geburt um. Mit gerührtem Herzen und weh-



wehmüthigen Thränen nahm ich von ihm auf ewig Abschied.

F. erwartete mich schon. Wie er mich so ganz niedergeschlagen fand, glaubte er, daß mein Versprechen ihm zu folgen mich gereue. Nachdem ich ihm aber die Ursache meines Kammers entdeckt hatte, fand er ihn gegründet.

Den Vater, sagte er, den Geburtsort und das Vaterland auf immer ohne innige Betrübniß verlassen, kann nur ein Bösewicht. Doch, Caroline, wir haben keine Zeit zu versäumen. Hier sind Mannskleider. Es ist aus vieler Rücksicht notwendig, daß Sie ihr Geschlecht verbergen.

Hinter dem Holze habe ich ein kleines Fuhrwerk bis zur ersten Post genommen. In wenig Stunden sind wir da, und noch vor Anbruch des Tages über die Grenze. Die Kleider werden Ihnen nicht passen, doch in der ersten Stadt sollen sie geändert werden. Alles, was Sie haben, soll zurückbleiben: denn ich will das Vergnügen genießen, mir eine Gattinn gewählt zu haben, wie sie von der Mutter Natur kam.

Er entfernete sich als ich mich umkleidete. Meinen Anzug warfen wir ins dickste Gebüsch, und eilten nach dem Wagen.

Eine heitere Nacht, der Mond, der ohne Gewölke am Himmel stand, der sanfte Wind, der
mit



mit angenehmem Geräusch Bäume und Saaten bewegte, der geliebte Gegenstand an der Seite, eine Entführung, die ich oft bey Lesung der Romane für eine unbegrenzte Glückseligkeit hielt — alles dieses sah ich, fühlte, daß es mit mir vorgieng, und keines machte Eindruck auf mich, als der Trübstan.

F. sprach nur in abgebrochenen Worten zu mir, weil der Fuhrmann dicht vor uns saß. Wie wir die erste Post erreichten, suchte er durch die zärtlichsten Beweise seiner Liebe mich zu ermuntern — Wir setzten unsere Reise fort. Nach Mitternacht, wie wir über die Grenze waren, erhob sich ein Sturm, und ein fürchterliches Gewitter folgte. Die Blitze kreuzten durch die schwarze Luft; noch nie hatte ich so gräßliche Donnerschläge gehört. Ein Regen stürzte wie ein Wolkenbruch auf uns herab. Ich war in Todesangst! F. hatte mich umfaßt, und suchte mir Muth einzusprechen. Auf einmal fuhr ein Wetterstral einige Schritte vor uns in einen Baum, und der Schlag, der darauf folgte, war so stark, daß ich betäubt an ihn hinsank. Die Pferde sprangen seitwärts aus dem Wege, und der Wagen fiel in einen Graben. Die Erschütterung brachte mich wieder aus meiner Sinnlosigkeit zurück. Zum Glück war der Wagen nicht ganz umgeschlagen,



schlagen. F. half mir auf, und war meinewegen sehr besorgt — Der Regen dauerte fort. Da wir beyde sehr leicht angezogen waren, so wurden wir durch und durch naß, und wir mußten auch eine ziemliche Weile unter freyem Himmel stehen, bis der Postillon das Fuhrwerk wieder in Ordnung brachte. Endlich errichteten wir die Station. Schreck und Nässe hatten mich ganz entkräftet. F. sorgte zwar für meine Bequemlichkeit, dem ohnerachtet bekam ich gleich, wie ich mich niederlegte, ein heftiges Fieber. Der Arzt, der den andern Morgen geholt wurde, glaubte zwar, daß es nicht viel zu bedeuten haben würde, aber den Tag darauf war mein Leben in Gefahr. F. war untröstlich. Meine Mühe ihn zu trösten war vergebens. Einige Tage brachte ich, ohne daß ich weiß, was mit mir vorgieng, zu. Endlich überwand meine Natur die Krankheit, und der Arzt versicherte, daß er nun zu meiner Genesung alle Hoffnung habe.

In drey Wochen war ich wiederhergestellt, aber noch zu schwach, um meine Reise fortzusetzen. In meiner Krankheit hatte ich abermals häufige Gelegenheit, die edle Denkungsart des F. kennen zu lernen. Seine Sorgfalt, seine Theilnehmung, waren die triftigsten Beweise seiner Liebe; die meinige konnte nicht vermehrt werden, aber meine
Hoch.

Hochachtung war bis zum Grade der Verehrung gestiegen. Er unterhielt mich oft von den schönen Gegenden, und von den Vorzügen seines Vaterlandes. Die Hoffnung, dieses vortreffliche Land bald zu sehen, darin mit dem würdigsten Mann auf immer verbunden zu seyn, trug vieles zu meiner völligen Erholung bey. Daß ich so wenig Meilen von dem Orte meiner Flucht ohne alle Nachfrage über einen Monat bleiben konnte, davon wird wohl meine Stiefmutter die Ursache gewesen seyn.

Der Arzt gab seine Einwilligung zu meiner Abreise; nur rieth er uns, von Ort zu Ort eine Kutsche zu nehmen, weil die Bewegung mit der Post für mich noch zu heftig wäre.

F. miethete also ein solches Fuhrwerk bis zu einer kleinen Stadt, die wir ziemlich spät in der Nacht erreichten. Ich sehnte mich nach Ruhe, wozu gleich Anstalt gemacht wurde. Wie ich erwachte, erschrack ich, daß man mich, da es schon so spät war, noch nicht geweckt hatte. In aller Eil warf ich mich in meine Kleider — Wie ich mich bey dem Wirthye nach meinem Reisegefährten erkundigte, sagte er mir, daß er in die Vorstadt gegangen sey, eine Kutsche zu miethen.

Vergebens wartete ich eine Stunde nach der andern. Meine Unruhe vermehrte sich jede Minute —



nute — Endlich überfiel mich eine Bangigkeit, die ich nicht überwinden konnte. Ich nahm jemanden mit, den F. selbst aufzusuchen. Nach vielem Fragen erfuhr ich, daß ein Mensch so und so gekleidet mit einem Transport Recruten fortgegangen sey. Wie soll, wie kann ich den Zustand, worein mich diese schreckliche Nachricht setzte, beschreiben! Wenn ich es auch könnte, wer würde mir nachempfinden können?

Ganz außer mir kam ich in das Wirthshaus zurück. Ich gieng in mein Zimmer, und überließ mich ganz der Verzweiflung. Gegen Abend kam der Wirth zu mir. Nach einigen Fragen wollte er von mir wissen, was ich selbst nicht wußte, warum mein Bruder unter die Soldaten gegangen wäre, dafür hatte sich F. ausgegeben.

Nach einigen leeren Trostgründen ermahnte er mich etwas zu mir zu nehmen, weil ich durch das lange Fasten leicht krank werden könnte. Der gute Mann frante alle seine Beredsamkeit aus, mir den Stand eines Soldaten herauszustreichen. Er bewies durch viele Beyspiele, daß schon viele junge Leute im Kriege ihr Glück gemacht hätten. Wäre ihm mein wahrer Zustand bekannt gewesen, so würde er diese Mühe erspart haben. Ich bat ihn, mich allein zu lassen, weil ich der Ruhe bedurfte,

Die



Die Ursache, warum mich F. so treulos verlassen hatte, konnte ich nicht ergründen. Alle seine Verheurrungen, mich ewig zu lieben, alle seine Entwürfe, die er mir vorgesagt hatte, die unsere Glückseligkeit in seinem Vaterlande befördern sollten, kamen mir wieder in die Gedanken. Bald verdammte ich ihn, bald suchte mein Herz ihn zu entschuldigen. So schweifte meine Phantasie herum, bis ich zuletzt auf meinen wahren Zustand kam, was ich nämlich ergreifen sollte, um Unterhalt zu finden. Nun war mir mein Unglück noch schrecklicher. Mit den heissesten Thränen bat ich Gott, mich von der Welt zu nehmen. — Unter diesem für mich beruhigenden Gebet schlief ich ein. Der Morgen kam mit meinem ganzen Elend wieder, und ließ mich meinen verzweiflungsvollen Zustand noch deutlicher als gestern sehen. Der Mantelsack des F. fiel mir in die Augen. Wie ich ihn durchsuchte, fand ich unter den Sachen Briefe, die mit dem, was er mir gesagt hatte, genau überein kamen.

Der Wirth besuchte mich. Aus Neugierde oder aus Mitleiden fieng er an sich nach meinen Umständen zu erkundigen. Durch seine Fragen, die er sich oft selbst beantwortete, kam ich auf den Einfall, ihm eine erdichtete Geschichte zu erzählen. Der Inhalt war ungefähr, daß unsere Aeltern,

D

tern,



tern, ohne uns einiges Vermögen zu hinterlassen, gestorben wären. Mein Bruder hätte mich zu einem Kaufmann nach Frankfurt in die Lehre bringen wollen; jetzt da ich von ihm verlassen wäre, wüßte ich nicht, was ich anfangen sollte, sogar habe er das Reisegeld mitgenommen. Der Wirth zuckte die Achsel. Da ihm meine Armuth ein Recht gab, ohne Umstände mit mir zu reden, rieth er mir, Bedienter zu werden. Ich sagte ihm, daß ich gar keine Kenntniß, auch noch keine Geschicklichkeit hiezu hätte, doch wenn er einen Dienst für mich wüßte, so wollte ich mir alle Mühe geben, das zu erlernen, was meine Herrschaft von mir verlangte. Er versprach mir, für mich zu sorgen; unter der Zeit aber wollte er mir eine kleine Kammer einräumen, denn das Zimmer würde mir zu theuer werden.

Mir schien der Mann ein guter Engel zu seyn, den mir der Himmel in meiner höchsten Noth schickte. Eine Woche brachte ich in dem Hause trostlos zu. Die Hoffnung auf die Wiederkunft des F*, war in mir verloschen. Nur dies schmerzte mich am heftigsten, daß ein Mann von solchen edlen Gesinnungen, den ich so unbegrenzt geliebt hätte und noch liebte, mich so hilflos verlassen konnte. Eine Art von Trost spürte ich dann und wann, daß ich aus den Händen meiner Stiefmutter

mutter war, und wegen der Heirath des Pastors nicht mehr in Sorgen stehen durfte, denn diese war mir das Schrecklichste in der Welt.

Mein guter Wirth suchte oft Gelegenheit mit mir zu sprechen. Er gab mir mancherley Lehren, wie ich mich in meinem künftigen Stande verhalten sollte. Er war, wie er mir sagte, selbst lange Zeit Bedienter gewesen. Das war wohl hauptsächlich die Ursache, warum er mir gleich riet, auf diese Art mein Brodt zu verdienen; dabey erzählte er mir verschiedene Vorfälle, die er theils mit der gnädigen Herrschaft, theils mit den Dienstboten gehabt hätte: Streitigkeiten, Liebesgeschichtchen und dergleichen Schranke mehr, die mir aber in der Folge doch nützlicher waren, wie alle die Romane, die ich gelesen hatte. Wenigstens kannte ich keinen, von dem ich einigen Gebrauch bey meinem jetzigen Zustande machen konnte, und wie ich mich gerade in dieser Situation verhalten sollte.

Eines Tages kam mein Wirth ganz freudig zu mir: Nun lustig, sieng er an, ich habe einen Herrn für Ihn; den reichsten Cavalier im ganzen Lande. In seinem Hause geht es fürstlich zu. Wenn Er sich gut aufführet, so kann Er gewiß Sein Glück machen. Aus manchem Bedienten ist schon oft ein vornehmer Herr geworden. Es kommt



alles in der Welt darauf an, wie man es anfängt. Nur, wie ich Ihm schon oft gesagt habe, die drey Dinge, ehrlich, verschwiegen und klug beobacht. Er beständig, dann wird Er sehen, wie gut man damit durchkömmt. Der gnädige Herr hält jetzt Nachmittagsruh, hernach will er Ihn sehen; in ein paar Stunden werde ich Ihn zu ihm führen.

Nach verflössener Zeit brachte er mich zum gnädigen Herrn. Er lag auf einem Sopha, vor dem ein Tisch mit Weinflaschen stand. Das ist also der Bursche? fragte er den Wirth gähmend. Ja, Ihre Gnaden, antwortete er: aber wie gesagt, noch ganz unerfahren und blöde. — Er soll schon werden, erwiederte Se. Gnaden. Du hast also Lust in meine Dienste zu treten, Bursche? rebete er mich an. Meine Antwort war: ja, gnädiger Herr. Er sagte dem Wirth, er sollte mir geschwinde eine Liverey machen lassen, morgen Nachmittag wollte er wieder fort.

Der Wirth besolgte die Befehle Sr. Gnaden so genau, daß ich den andern Vormittag schon wie meine Cameraden equippiert war. Meine Kleider, nebst des F. Sachen, hatte mir mein Wirth verkaufen helfen. Er schärste mir dabey sehr weislich ein, dieses Geld als einen Nothpfennig aufzuheben.

Zum



Zum erstenmal wartete ich bey der Tafel auf. Ich hatte mir die Sache schwerer vorgestellt, als sie war — Der gnädige Herr scherzte auf eine mir sehr auffallende Art mit den Bedienten. Der Käufer machte einen unverschämten Narren, sagte häßliche Zoten, und erhielt für seinen Wiß gnädige Nasenstüßer. Es gieng mir durch die Seele, wie ich einen Menschen sich so verkennen sah. Der gnädige Herr fragte mich, ob ich auch gut saufen könnte. Ich antwortete, daß ich von Jugend auf gewohnt sey, Wasser zu trinken, und die Gewohnheit auch beybehalten würde. Ich wollte, erwiederte er, die andern Schurken dathäten's auch, so würde mich mein Keller nicht jährlich so viel kosten. Der Käufer sagte sehr dreist: daß die gnädigen Herren, die zum Besuch kämen, zu trockene Kehlen hätten, hernach käme die Schuld auf die armen Bedienten.

Willst eine Boutheille Wein? fragten Sie. Gnaden einen andern. Ja, gnädiger Herr, ich hab großen Durst, antwortete der Mensch. Gleich, erwiederte er. Er rief den Käufer, befahl ihm etwas heimlich; der gieng zu dem Bedienten, und gab ihm eine Mauschelle. Hat's geschmeckt? rief der gnädige Herr, indem er hoch auflachte. Nun, fuhr er fort, gieb sie dem Käufer wieder. Er ließ sich es nicht zweymal befehlen, aber der Käufer



ließ immer um den Tisch; dies amüßete denn Sr. Gnaden herzlich. Endlich mußte der Käufer still halten, bekam die Mauschelle zurück, dafür erhielten beyde eine Bouteille Wein. Ein ällicher Mensch war der dritte; aber der gnädige Herr gab sich nicht mit ihm ab, vermuthlich, weil er sich nicht mit Sr. Gnaden abgeben wollte. Dieser erste Austritt in meinem Dienst machte mir eben keinen sonderlichen Begriff vom Herrn Baron.

Es wurde Anstalt zur Abreise gemacht. Ich erfuhr wieder, was ich noch nicht wußte, — wie unbequem es ist auf dem Bock zu sitzen.

Nach Mitternacht erreichten wir das Schloß. Die ungewohnte Erschütterung hatte mich so entkräftet, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Der alte Bediente war so mitleidig, mir gleich einen Ruheplatz anzuweisen.

Gegen Mittag, der bey der Herrschaft früher Morgen war, ließ mich der Baron kommen, und zeigte mich seiner Gemahlinn, als den Bedienten des Junkers Georg. Die Baroninn würdigte mich kaum eines halben Seitenblicks. Sie hatte, wie ich nachher erfuhr, den Grundsatz mit dem größten Theil des Adels im hiesigen Lande, einen jeden Menschen, der nicht von einem alten adelichen Geschlecht abstammte, für ein Ding zu halten, das der Himmel bloß der gnädigen Herrschaft wegen



wegen hervorgebracht hätte. Sie sprach beständig gegen die Hausleute mit einer sehr auffallenden Art von Verachtung. Zuletzt konnte ich's ihr an der Miene ansehen, ob die Person, die die hohe Gnade hatte, mit ihr zu reden, ein Edelmann sey oder nicht. Der Gerichtshalter, der Pfarrer, auch andere feine Leute wurden bey ihr mit den Bedienten und Bauern in eine Classe gesetzt. Mit verzerrem Gesicht und innigem Widerwillen erhielten sie kurze Antwort. Der Ton ihrer Stimme war höchst widrig. Dabey schnarrte und lispelte sie. Das letzte hielt sie für ein Mitunterscheidungszeichen des Adels.

Die Familie der gnädigen Herrschaft bestand noch außer dem Junker in zwey Fräulein. Das älteste war ein liebenswürdiges, gutherziges, schönes Mädchen von 15 Jahren, aber eine Stieftochter. Bey ihr sah ich mein ganzes ausgestandenes Elend. Sie wurde beynah so wie ich zu Hause behandelt; bey jeder Gelegenheit warf ihr die Baroninn ihre bürgerliche Mutter mit den empfindlichsten Ausdrücken vor. Die erste Gemahlinn des Herrn von W., so hieß der Baron, war die Tochter eines sehr reichen Bankiers. Durch ihr Vermögen hatte er seine verschuldete Güter wieder frey gemacht und vermehrt. Die Ausstattung der jetzigen Baroninn hatte in allem



in einem sechzohnährigen Stammbaum bestanden, den sie aber höher schätzte, als der geizigste Holländer seine Million. Bey großen Gesellschaften war sie nie beredter, als wenn das Gespräch auf die Vorzüge des Adels fiel. Nur der Adel, hörte ich sie oft sagen, ist zu großen Thaten und erhabenen Sentiments fähig, gemeine Leute können nur gemein denken und handeln. Auf eine Art Geneigtheit, die der Baroninn zuweilen anwandelte, durfte kein Mensch im ganzen Hause Ansprüche machen, als der Junker Georg und der Schooshund. Zurweilen erhielt auch die Französin einen günstigen Blick, vermuthlich, weil sie sich für eine natürliche Tochter eines Marquis ausgab, und aus Paris war.

Daß der Schooshund und der Junker die Gnade der Baroninn ganz allein besaßen, davon will ich nur zwey Beispiele anführen.

Das jüngste Fräulein gieng ins dritte Jahr, war etwas dick und blühte wie eine frische Rose. Dies hielten Ihre Gnaden für etwas gemeines, folglich hatte das Kind den größten Fehler von der Welt. Einmal gieng es bey der gnädigen Mama vorbei, die auf einem Sopha saß, und wie gewöhnlich den Joli auf dem Schoos hatte. Das arme Kind straukelte über den Schemel, worauf die gnädigen Füße Ihrer Gnaden ruhten.

Es



Es wollte sich im Fallen an der Mutter halten, ergriff aber die Pfote des Hundes, und riß ihn mit sich auf die Erde. Der Schreck war für die Baroninn außerordentlich heftig, sie schrie, sprang auf, hob den Joli auf, und ich das Kind. Der arme Joli wurde beklagt, gestreichelt — Das Kind erhielt eine gnädige Mauschelle, und mußte aus dem Zimmer, Joli wurde aber mit Bonbon getränkt.

Junker Georg, der ausgelassenste, wildeste Bube unter der Sonne, hatte alle Freyheiten zu thun, was ihm sein böser Wille eingab. Oft erzählte er mir seine Streiche, die er mit den Mägden vorgenommen hatte, die mich in Erstaunen setzten. Wovon ich noch keinen Begriff hatte, das erfuhr ich von einem zehnjährigen Knaben! Ich stellte ihm das Laster mit den lebhaftesten Ausdrücken vor, warnete ihn dabey, sich nicht zeitlich und ewig unglücklich zu machen; aber er lachte mich aus, und gab mir zur Antwort, ich wäre ein eben so dummer Kerl wie sein Hofmeister.

Dieser rechtschaffene, würdige Mann war in allem Verstande der unglücklichste im ganzen Hause. Er wollte seine Pflicht erfüllen, und den ganz verporbenen Buben auf den Weg der Tugend zurückführen: aber seine Mühe war nicht nur vergebens, sondern sein Eifer wurde auch von



der gnädigen Mama mit anzüglichem Schelten belohnt. Bloss mit Güte sollte der junge Herr behandelt werden. Ein junger Cavalier, sagte sie einmal in Gegenwart ihres Söhnchens zu ihm, sey nicht darum auf der Welt, sich von einem gemeinen Menschen mißhandeln zu lassen. Der Vater des Hofmeisters war Prediger auf einem Gute des Barons; um dereinst eine ähnliche Stelle zu erhalten, duldete er alle das Ungemach. Da er sah, daß ich meine müßige Zeit mit Lesen zubachte, gab er sich die Mühe, mit mir öfters über das, was ich gelesen hatte, zu sprechen, wobey er mir verschiedene Stellen, die mir undeutlich waren, erklärte. Er bedauerte mein Schicksal, das mich zum Dienen bestimmt hätte, und ich das seinige, das seine Verdienste so schlecht belohnt würden.

Das Unglück muß eine große sympathetische Kraft haben. Es kettet seine Schlachtopfer mit inniger Vertraulichkeit zusammen, und hebt, wie das Grab, den Unterschied der Stände auf. So philosophisch auch der Hofmeister dachte, so gieng er doch sehr zurückhaltend mit den andern Bedienten um. Nur vor mir schüttete er sein Herz aus, weil er sah, daß ich oft über meinen Zustand Thränen vergoß, und Theil an dem seinigen nahm. Doch auch diese kleine Freude dauerte bey mir nicht lange.

Der



Der Junker Georg betrug sich jeden Tag wider-spensziger gegen seinen Hofmeister. Einmal hieß er ihn: gemeiner Mensch! Den Hofmeister überwältigte der Zorn so sehr, daß er dem bösen Buben eine Maulschelle gab. Dieser schrie und geberdete sich wie ein Besessener, lief zur gnädigen Mama, die denn über den angethanen Schimpf ihres zweyten Lieblings aus der Haut fahren wollte. Sie ließ den Hofmeister kommen, überhäufte ihn mit den niedrigsten Scheltwörtern, die sie, um sie noch kräftiger zu machen, aus dem Marttuschen entlehnte; sogar drohte sie, ihn mit Hunden aus dem Schloß heken zu lassen. Der Hofmeister vertheidigte sich mit so viel Edelmuth und Anstand, die mich in Verwunderung setzten. Er bewies aus menschlichen und göttlichen Gesetzen, daß der Schüler dem Lehrer Achtung schuldig sey, und wenn dieser kein Ansehen hätte, vorsätzliche Bosheiten zu bestrafen, so wäre es Pflicht, das Amt niederzulegen; dies that er jetzt auch. Er ziehe den Höllenbrand, sagte er zuletzt mit sehr nachdrücklicher Stimme, wer da will, nur auf mich falle die Schuld seiner Ruchlosigkeit und ewigen Verderbens nicht! Er gieng hierauf fort, um sich zu seiner Abreise fertig zu machen.

Die Baroninn tobte wie eine Furie, daß ein elender pöbelhafter Kerl sich erkühnt hätte, ihr
Cottisen



Sottisen zu sagen. Sie erwartete blos die Ankunft ihres Gemahls, der wie gewöhnlich auf der Jagd war, um die große Execution an ihm vollziehen zu lassen.

Der Baron kam mit einem benachbarten Edelmann, der vieles dazu beytrug, daß der Hofmeister ohne alle andere Beleidigung aus dem Schlosse kam, nur daß ihm Junker Georg Rüben schabte und aushöhnte. Die Baronin ließ sich dadurch in etwas besänftigen, daß Se. Gnaden mit einem starken Fluch bekräftigten, der Kerl sollte eher von ihm hunderttausend Teufel als eine Pfarre auf seinen Gütern haben.

So verlor ich einen Freund, den ich von ganzem Herzen hochschätzte — Doch ausgestandene größere Uebel vermindern den Schmerz sehr, den uns die kleinern verursachen würden.

Noch einen Zug in dem Charakter des Barons, an den ich nie ohne Entsetzen denken kann. Er war ein großer Liebhaber von der Jagd. Wenn er auf dem Lande war, hatte er nur zwey Beschäftigungen; entweder er trank, oder er jagte. Sein Revier hielt er für das beste im Lande: bey jeder Gelegenheit sagte er es seinen Gästen. Einmal erfuhr er, daß ein Bauerjunge ein Rebhuhn verkauft hätte. Er gerieth darüber in solche Wut, als wenn ihm die stärkste Beleidigung widerfahren wäre.



wäre. Gleich schickt er hin, und ließ den Knaben holen. Die Mutter kam mit ihm. Wie sie gefragt wurde, ob es wahr wäre, daß ihr Junge ein Feldhuhn gestohlen hätte? antwortete sie: Ihre Gnaden, mein Kleiner hat es auf dem Felde todt gefunden. Ich schickte ihn gleich damit fort, es ins Schloß zu bringen. Unterwegens aber traf er Reisende an, die ihn recht sehr baten, es ihnen zu überlassen. Der alberne Junge ließ sich bereben, und gab es für zwey Groschen hin. Ich erschrock recht sehr, wie er es mir erzählte. Eben wollte ich es der gnädigen Herrschaft melden, wie Sie nach uns schickten. Sie holte dabey das Geld hervor, bat den gnädigen Herrn um Vergebung, sie wollte herzlich gern noch drey mal mehr dafür bezahlen, wenn sie nur das Feldhuhn wieder kriegen könnte u. dergl. m. Se. Gnaden fluchten mächtig auf, sprachen von Diebszeug und Zuchthaus. Die arme Frau bat mit Thränen um Gnade, erbot sich zu allen Kosten, die in ihrem Vermögen stünden; aber es half alles nichts, der Junge mußte ins Gefängniß. Die Mutter, die sich noch immer aufs Bitten legte, wurde zum Teufel geschickt — Ein gewöhnlicher Ausdruck der Vornehmen, den Geringern gehen zu heißen.

Nach drey Tagen, die der kleine Junge im Loch zugebracht hatte, wurde er heraus geholt,
und



und unter dem Fenster nach der Tafel zum Schauspiel der hohen Familie gepeitscht. Das älteste Fräulein wandte mitleidsvoll die Augen weg. Junker Georg hatte eine herzliche Freude, wie der arme Junge sich unter den Peitschenschlägen krümmte und schrie. Endlich stürzte dem Elenden das Blut aus dem Munde, er sank hin, und bekam Verzuckungen. Es mag für diesmal gut seyn, sagten Se. Gnaden, indem sie zur Weinflasche zurückkehrten.

Die Mutter des unglücklichen Knabens kam — Sie stürzte sich zu ihm auf die Erde, und weinte, wie eine gute Mutter um ihren einzigen Sohn weint. Gott, was empfand ich bey diesem Anblick! Ich lief fort, denn die Scene war mir zu gräßlich. Mit innigster Theilnehmung beweinte ich das traurige Schicksal der armen Mutter. Nun ersuhr ich, wie weit sich die Gewalt der Reichen über die Dürftigen erstreckt, und mein Schicksal kam mir noch einmal so schrecklich vor.

Nach einigen Tagen kam die Nachricht ins Schloß, daß der Junge gestorben sey. Die gnädige Frau sagte, es wäre gut, wenn solche Exempel an gemeinen Leuten geschähen, damit sie in Furcht für ihre Herrschaft erhalten würden.

Ich



Ich lief zu der unglücklichen Frau, ihr einzigen Trost zu ertheilen. Sie saß am Sarge ihres Sohnes mit untergestültem Haupt — Das wahre Bild des innigsten Jammers! Ich wollte reden, — aber ich konnte nur weinen. Die Frau sah mich mit einer Miene an, die mich erschütterte: todt haben sie ihn geschlagen meinen einzigen Sohn, meine letzte Stütze, sprach sie mit halberstickter Stimme, und Gott wird sie wieder todt schlagen! Unschuldig Blut schreit ja um Raache gen Himmel! Verklag deine Henker im Himmel, lieber Karl, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf die Stirne ihres Sohnes legte; sag, sie hätten einer armen Witwe ihren einzigen Sohn ermordet — Hörst du? Oben ist ja noch Gerechtigkeit — Bist schmählig um dein junges Leben gekommen, armer Karl, und warst so ein guter, frommer Sohn. — Unglückliche Mutter, groß ist Euer Schmerz, doch fast Euch! — Er ist vom Schlosse, unterbrach sie mich, und Er kann weinen? Nun, so geh Er fort, weit fort, Karl wird oben im Himmel klagen, dann wird das ganze Schloß von Gott gestraft werden; untergehen wird's. Ich wollte ihr etwas Geld geben, aber sie sagte: ich brauche nichts. Karl braucht nichts mehr, und ich auch nicht.

Hätte





Hätte diesen hinreißenden Auftritt doch der Barbar, der um einer Kleinigkeit willen ein ganzes Menschengeschlecht austrottete, gesehen, und den anklagenden Ton der Mutter gehört! — — Ich fragte den alten Bedienten, ob der Herr Baron dieses grausamen Verfahrens wegen zu keiner Verantwortung würde gezogen werden. Ey, behüte der Himmel, antwortete er; welcher Unterthan wird sich hier unterstehen, seine Herrschaft zu verklagen? Es waren einmal ein Paar so dreust, aber sie wurden für diese Verwegenheit mit dem Verluste ihres ganzen Vermögens bestraft. Er erzählte mir noch verschiedene Beispiele dieser Art, die er bey einigen Herrschaften erlebt hatte, die eben so grausam waren, als das, wovon ich ein Augenzeuge war.

Der Krieg sieng nun in Teutschland an mit aller Macht auszubrechen. Wie die Nachricht kam, daß die Franzosen sich unsern Grenzen näherten, wurden im Schloß alle Kostbarkeiten eingepackt, die wir nach der Hauptstadt mitnahmen.

Eine Schwester des Barons, die sich in einem benachbarten Fürstenthum aufhielt, kam ihrer Angelegenheiten wegen auch dahin. Nach einigen Visiten, die sie bey unserer Herrschaft abgelegt hatte, ließ mich der Haushofmeister zu sich kommen. Er fragte mich, ob ich Lust hätte, in
die

die Dienste der Frau von D. zu gehen, sie wäre eine Wittwe und eine sehr gnädige Dame. Wie er meine Verlegenheit ihm zu antworten sah, sagte er mir, der gnädige Herr wäre es zufrieden, weil seine Schwester ihn darum angesprochen hätte. Da ich keine vortheilhafte Meynung von dem Charakter meiner jezigen Herrschaft hatte, die Bedienung einer Dame mir auch anständiger schien, wie eines ungezogenen Junkers, so nahm ich den Vorschlag an.

Die Frau von D. empfing mich mit so vieler Herablassung, die mich so befremdete, daß ich mich glücklich schätzte, diesen Tausch getroffen zu haben. Ich hatte zu wenig Kennnisse von den Toiletten der Damen, als daß ich sogleich die Ursache ihrer blendend weißen Farbe und von dem schönen Roth ihrer Lippen und Wangen hätte errathen sollen, so sonderbar mir auch beydes vorkam. — Nachdem ihre Verrichtungen geendigt waren, reisten wir nach dem Ort ihres Aufenthalts. Ihre Wohnung war nicht prächtig, aber alles wohl eingerichtet.

Als Neuling im Hause war jedes gegen mich zurückhaltend bis auf die Kammerjungfer. Sie erzählte mir sehr bald verschiedenes von der Galanterie der gnädigen Frau, was ich weder verstand noch errathen konnte. Desters wenn ich

E

etwas



etwas genauer wissen wollte, beschuldigte sie mich einer Schalkheit, weil sie nicht begreifen konnte, daß ein junger Mensch von meinen Jahren noch so unwissend in dergleichen Dingen wäre.

Ihre Excellenz, so ließ sich die Frau von D. im Hause von uns nennen, weil ihr Gemahl den Titel als geheimer Rath im Leben besaß, bezeigten sich täglich huldreicher gegen mich: sie beehrten mich oft mit sonderbaren Fragen, dabey sie mir beständig die Verschwiegenheit einschärften. Kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß das Schloß meines vorigen Herrn bey einem kriegerischen Vorfall bis auf den Grund abgebrannt sey, und er wäre aus Alteration gestorben. Ha! dachte ich, Karl hat im Himmel geklagt, und die Thränen der Wittve haben Gehör gefunden. Ein heiliger Schauer überfiel mich, und ich betete im Grunde des Herzens zum Thron der Gerechtigkeit hinauf.

Der Tod des Bruders unserer Excellenz veranlaßte in unserm Hause viele Condolenzvisiten. Die Gegenbesuche, die sie nach der gewöhnlichen Etiquette machen mußte, gaben mir häufige Gelegenheit allein zu seyn.

Die Kammerjungfer war von Natur sehr munter, und sie besaß die Gabe gewisse Personen nach allen ihren kleinsten Kennzeichen nachzumachen;



chen; besonders traf sie unsere Excellenz auf ein Haar. Einmal gieng sie an die Toilette, und fieng sich an wie die gnädige Frau zu malen und aufzuputzen. Ich erstaunte über die verschiedenen Farbekästchen und über die Menge falscher Haare, die das Mädchen aus den verborgenen Tüchern hervorbrachte. In kurzer Zeit sah ich ein ander Gesicht. Sogar die Stirne erhielt durch ganz klein geschnittene Haaren, Puder und Pomade eine andere Form.

Nun konnte ich begreifen, warum die gnädige Frau, selbst bey gewissen kleinen Uebeln, worüber sie sich so oft beklagte, immer so egal weiß und roth aussah.

Aus Neugierde ließ ich mich über diese Materie in ein weitläufiges Gespräch mit ihr ein. Nachdem sie mir alle die Hülfsmittel, deren Ihre Excellenz sich bedienten, ihre verfallene Schönheit wiederherzustellen, erklärt hatte, kam sie auf ihre Lebensart. Ihr Hang zur Ausschweifung, sagte sie, ist bey ihr zur andern Natur geworden. Daß dieser Hang sich jetzt sogar auf alle ihre Hausbedienten erstreckte, würde ich bald zu meinem Schaden erfahren. Sie erzählte mir so viel Geschichtchen der Art, zum Nachtheil unserer gnädigen Frau, die mir so häßlich vorkamen, daß ich sie nicht glauben konnte, so viel Böses ich auch schon
E 2 bey



bey meinem Eintritt in die große Welt erlebt hatte, bis ich folgende Beweise davon bekam.

Ihre Excellenz fiengen ihre vorige eingezogene Lebensart wieder an. Ihre Bekanntschaft bestand blos in zwey alten Herren vom Hofe, die ihre Besuche so eingerichtet hatten, daß keiner den andern antraf. Dies gab den Bedienten zu allerley Glossen Anlaß. Entweder, dachte ich, sind diese Art Leute böse Verläumder, oder sie haben überzeugende Proben, von ihrer Herrschaft so nachtheilig zu denken. Die Kammerjungfer besonders machte die boshaftesten Anmerkungen über die alten Stuffer, und ahmte die affectirten Männlehen so natürlich nach, daß ich immer heimlich lachen mußte, wenn ich sie ankommen sah.

Die Langeweile, die ich in dem Vorzimmer zubringen mußte, vertrieb ich mir mit Lesen, woben mir die nützliche Einrichtung für ein geringes Geld gute Bücher auf einige Zeit zu haben, sehr behülflich war.

Wie unsere Excellenz mich verschiedenemale damit beschäftigt fand, erkundigte sie sich nach meiner Lectüre. Sie wunderte sich sehr, daß ich Geschmack an den trockenen Wochenschriften fand. Nun fieng sie auch an mich zu verschiedenen kleinen Verrichtungen zu gebrauchen, die schlechterdings für die Kammerjungfer gehörten.

Oft

Oft glaubte ich, sie wüßte es, daß ich ein Frauenzimmer sey, weil sie sich so wenig vor mir scheute. Trotz den wohlriechenden Wassern, die sie an sich verschwendete, war ich doch nie gern in ihrer Atmosphäre: denn es kam mir vor, als wäre sie schon in der stärksten Verwesung. Vermuthlich eine Folge ihrer Lebensart.

Einmal sagte sie mir bey Tische, daß sie diesen Nachmittag keine Visiten annehmen würde, dafür sollte ich ihr etwas vorlesen. Sie reichte mir ein Kestchen ungarischen Wein, es auf ihre Gesundheit zu trinken. Ich gab es den andern Bedienten, die sehr zwendeutig über diese Freygebigkeit der gnädigen Frau sprachen, denn sie war sehr geizig.

Nach einiger Zeit klingelte sie. Ich fand sie auf dem Canape ruhend. Setz dich her, sagte sie huldreich zu mir. Ich gehorchte. Da lies, fuhr sie fort, indem sie mir die Stelle zeigte, wo ich anfangen sollte. Ich erschrock so sehr über den schändlichen Inhalt, das ich im Lesen einhielt — Sie nahm mir das Buch aus der Hand, wies mir ein Kupfer, und erklärte mir die Gruppe von nackenden Figuren mit lächelnder Miene, die mich in Erstaunen setzte. Mein ganzes Blut war mir ins Gesicht getreten. Diesmal betrog sich die Erfahrung Ihrer Excellenz gewaltig: denn

E 3

sie



sie hielt die Ursache meines Erröthens für hohe Freude über ihre gnädige Herablassung — Sie fieng an mir Muth einzusprechen, und mir Dinge zu sagen, die mir die Ehrbarkeit zu wiederholen verbietet. Wie sie aber meine Gedanken von dem Buche hörte, und mit welchem Widerwillen ich ihre Gnade von mir stieß, sah ich das wahre Ebenbild einer Furie. Nachdem sie mich mit den härtesten Schmähungen überhäuft hatte, schickte sie mich als einen elenden Schurken fort, der der Gnade einer vornehmen Dame unwürdig sey, und drohte mir, daß wenn ich mich eine Sylbe von dem, was vorgesehen wäre, merken ließe, wollte sie mich züchtigen lassen, wie ichs verdiente.

Die Kammerjungfer winkte mir, wie ich das Zimmer verließ; so bald wir allein waren, sagte sie, daß sie uns behorcht hätte. Nun ist es aus mit Ihm, fuhr sie fort, packt Er immer Sein Bündel zusammen, denn von nun an wird Ihn die gnädige Frau nicht mehr ausstehen können. Er kann sich dabey noch glücklich schätzen, wenn Er nur mit Ehren aus dem Hause kömmt.

Sie hatte ganz recht. Alles, was ich jezt unternahm, wurde von Ihrer Excellenz höchlich getadelt. Sonst hieß es: Kleiner, höre, oder hör Er; jezt: dummes Flegel, hört Ihr. Nicht lange ertrug ich diese Ungnade. Ein anderer Bedien-

ter



ter wurde von einem der alten Stuffer empfohlen, dadurch erhielt ich in Gnaden meinen Abschied.

Die Kammerjungfer gab mir den klugen Rath, nicht an diesem Ort zu bleiben, weil ich wohl schwerlich einen Dienst bekommen würde. Sie wollte mir einen Brief an ihre Schwester, die in einer Stadt, wenig Meilen von hier, auch bey einer Herrschaft in Diensten wäre, mitgeben; hier, hoffte sie, würde ich bald unterkommen. Ich folgte dem gutherzigen Mädchen, dankte ihr für ihre Freundschaft, und reiste fort.

Wey meiner Ankunft in der Stadt, erkundete ich im Gasthause, daß das Frauenzimmer, an die ich den Brief abgeben sollte, mit ihrer Herrschaft verreist sey, und erst in einigen Wochen wiederkommen würde. Der Wirth merkte die Ursache der Verlegenheit, worein mich diese Nachricht setzte; da ich ihm kein Geheimniß daraus machte, versprach er mir, sich meinewegen Mühe zu geben, mich unterzubringen.

In eben dem Gasthose hielt sich ein Mann auf, der fremde Thiere ums Geld sehen ließ. Nach einigen Tagen sagte mir der Wirth, daß dieser Mann der teutschen Sprache wegen einen Menschen suchte, auf dessen Treue er sich verlassen könnte, der weiter nichts thun sollte, als Geld



einnehmen. Er rieth mir sehr, diese gute Gelegenheit nicht aus den Händen zu lassen. Da ich keine bessere Aussicht wußte, nahm ich den Vorschlag an. Er stellte mich dem Mann vor, der so sehr gebrochen teutsch sprach, daß ich Mühe hatte, ihn zu verstehen. Mit wenig Worten wurden wir des Handels eins. Durch Hülfe meines Births lernte ich mich bald in mein neues Amt finden, und meine Aufmerksamkeit und Treue erwarben mir in kurzem das Zutrauen meines Patrons. Er war ein Engländer, wohlgebildet, aber sehr ernsthaft und streng. Die wilden Thiere selbst hatten Furcht vor ihm, und gehorchten seinen Befehlen.

Da der Krieg außerordentlich heftig in diesen Gegenden wurde, brachen wir auf und zogen gerade nach dem Reich. Durch Hülfe der guten Pässe meines Patrons kamen wir ohn alles Hinderniß durch beyde Armeen.

Wir reisten durch einen Theil der Pfalz. Mit nassen Blicken betrachtete ich die schönen Gegenden, die mir F* * so malerisch geschildert hatte. Mein sehnlichster Wunsch, mich in der Hauptstadt bey seiner Familie nach ihm zu erkundigen, wurde nicht erfüllt. Diese Dertter wollte mein Patron bey seiner Rückkehr erst besuchen, weil die Schweiz sein Hauptaugenmerk war. Er eilte



eilte daher, so viel es ihm möglich war, dieses Land zu erreichen. Seine Hoffnung schlug ihm auch nicht fehl, denn er verdiente hier sehr viel Geld. Ich gönnte ihm dieses Glück von ganzem Herzen; denn er war in allem Verstande ein rechtschaffener und edelmüthiger Mann.

Auf unserer ganzen Reise ereignete sich nur ein einziger merkwürdiger Vorfall, der von traurigen Folgen für uns alle gewesen wäre, wenn uns nicht vernünftige Männer davon besreyt hätten. Mein Patron hatte bey den Thieren auch ein kleines Pferd, das er zu verschiedenen Kunststücken abgerichtet hatte. Er ließ es, 3 E. eine Uhr sehen, und es zeigte mit dem Fuße die Stunden an.

Auf die Frage, wer der Vornehmste in der Gesellschaft sey, gieng es zu dem hin, den mein Patron dafür hielt, und dergleichen Sächelchen mehr.

In einem kleinen Ort am Bodensee erstaunten die Leute über die Klugheit des Thieres, und glaubten ganz zuverlässig, es gienge nicht mit rechten Dingen zu; denn hier herrschte noch der Aberglaube mit aller Tyranney. Zum Unglück zündete der Blitz in der Nacht eine Scheune an, die nicht weit von der stand, worin unsere Thiere waren. Durch die guten Anstalten, die mein Patron mit seinen Leuten traf, am mehresten da-



durch, daß der Wind das Feuer nach einer andern Seite trieb, blieb unsere Scheune unverfehrt stehen, die andere aber braunte ganz ab.

Den Tag darauf gieng ein Gemurmel, das kleine Pferd sey eine Here, wäre schuld, daß der Himmel den Ort habe strafen wollen; aber durch Hererey sey das Feuer von der Scheune, worin die Here stand, abgetrieben worden, und dergleichen Possen mehr.

Nachmittags hatte dieser Unsinn schon so weit um sich gegriffen, daß der Pöbel beschloß, das kleine Pferd öffentlich zu verbrennen. Mein Patron erfuhr es noch zu rechter Zeit. Er verriegelte die Scheune, stellte sich mit uns an die Thüre, und ließ die Obrigkeit um Schuß bitten. Mir war nicht wohl zu Muthe, wie ich den Schwarm ansichtig wurde, der mit Gewalt in den Hof drang. Unser Widerstand wäre vergebens gewesen, wenn nicht einige Herren vom Rath mit ein paar Officieren, die in auswärtigen Diensten standen, dazu gekommen wären. Sie beruhigten das dumme Volk, das schlechterdings das kleine Pferd zum Scheiterhaufen führen wollte, dadurch, daß sie versprachen, morgen die Sache aufs genaueste zu untersuchen, und im Fall Hererey dabey wäre, sogleich die Execution an der Here vollziehen zu lassen. Dies that gut. Der
auf



aufgebrachte Pöbel ließ sich besänftigen, und gieng in der Zuversicht, morgen gewiß eine Here brennen zu sehen, auseinander. Wir erhielten in der Nacht die Erlaubniß fortzureisen, worin uns die braven Officiere große Dienste leisteten. So entkamen wir dieser Gefahr.

Wie wir nach dem Reiche zurückkamen, fand sich Jemand, der meinem Patron die Thiere abkaufen wollte. Er sagte es mir, und schlug mir zugleich vor, mit ihm nach England zu gehen. Er wollte ein Caperschiff ausrüsten, um damit gegen die Franzosen zu kreuzen. Da ich von Natur nicht zum Kriege bestimmt war, und mir überhaupt meine Verkleidung mißfiel, weil ich beständig in Gefahr war, entdeckt zu werden, wollte ich in meiner wahren Gestalt wo unterzukommen suchen. In diesen Gedanken trafen Sie mich an. Der Erfolg meiner Geschichte, lieber Freund, ist Ihnen eben so bekannt als mir, folglich brauche ich sie nicht herzusetzen: ich erspare mir auch dadurch ein trauriges Geschäft, das ich, blos um Ihnen meine Freundschaft zu bezeigen, unternahm.

Dies erhielt ich auf vielfältiges Bitten von Carolinens eigner Hand. Vergebens gab ich mir Mühe, sie zur Fortsetzung ihrer Geschichte zu bewegen. Sie war eben so weit damit fertig, wie
sich



sich die große Katastrophe mit ihr zutrug, und ihr einziger Wunsch, bald ausgelitten zu haben, erfüllt wurde.

Auf folgende Art wurde ich in Carolinens Geschichte verwickelt.

Die seltenen Thiere des Engländers reizten auch meine Neugierde, sie zu sehen. Da ich sehr wenig Gesellschaft antraf, ließ ich mich mit dem Cassierer über die Eigenschaften der fürchterlichen Geschöpfe in ein weitläufiges Gespräch ein. Besonders bedauerte ich das Schicksal des Löwen. Es schien mir, als ob dieser König der Thiere die Schmach seines engen Kerkers fühlte. Nach verschiedenen Betrachtungen dieser Art, worin mir der Cassierer theils Beyfall gab, theils sie mit eigenen Anmerkungen vermehrte, schlug ich ihm einen Spaziergang vor. Weil sein Geschäft für diesen Tag geendigt war, nahm er meine Einladung an.

Daß bey gewissen Personen die Freundschaft blos durch eine kurze Unterredung bis zum Grade der Vertraulichkeit steigt, soll ein durch viele Beispiele bestätigter Satz seyn, wenigstens traf er diesmal bey uns ein. Nach verschiedenen treuherzigen Fragen hin und her, aus welcher Gegend Teutschlandes wir wären u. dergl. m. erzählte ich ihm, ohne die mindeste Zurückhaltung, meinen
kleinen



kleinen Roman. Wie ich von ihm hörte, daß er seine Stelle bald verlieren würde, auch nicht wußte, was er unternehmen sollte, schlug ich ihm vor, Schauspieler zu werden, und erbot mich zugleich, ihn in allem, was ich von der Kunst verstand, zu unterrichten. Er dankte mir für mein Anerbieten, aber er zweifelte, daß er die gehörige Geschicklichkeit dazu besäße. Ich sprach ihm Muth ein, lobte seine Figur und seinen Verstand, und bewies, daß beydes große Vorzüge eines Schauspielers wären. Er lächelte; endlich sagte er, meine vortheilhafte Meinung von ihm könnte sich leicht ändern, wenn ich erst ganz wissen sollte, wer er eigentlich wäre. Ich stuzte bey dem letzten Ausdruck — Doch er ließ mich nicht lange in Ungewißheit; und erzählte mir sein ganzes Schicksal.

Mit Verwunderung sah ich in meinem neuen Freunde ein unglückliches Mädchen. Ich nahm an ihrem ausgestandenen Elende den wärmsten Antheil, sprach ihr wegen des Verlustes ihres Geliebten, den sie mit vielen Thränen erwähnte, Trost zu, erbot mich zugleich, sie mit allem, was in meinem Vermögen stünde, zu unterstützen. Endlich kamen wir darin überein, daß Caroline unter ihrer wahren Gestalt sich bey unserm Theater engagiren sollte. Unter unserer Gesellschaft hatte
ich



ich ein Paar vertraute Freunde; zu diesen versprach ich sie hinzuführen, und sie wegen unsers Vorhabens mit zu Rathe zu ziehen.

Ich gieng zu Herrn und Mad. S., so hießen meine würdige Freunde, und erzählte ihnen die Geschichte der Caroline. Sogleich erhielt ich, was ich zum voraus wußte, das Versprechen, daß beyde sich des armen Mädchens mit annehmen wollten.

Den folgenden Tag stellte ich ihnen Caroline vor. Ich fand abermals Gelegenheit, das edelmüthige und theilnehmende Herz der Mad. S. zu bewundern.

Caroline erhielt bey dem Abschiede von dem braven Engländer so viel, daß sie sich mit dem, was sie erspart hatte, nothdürftig als Frauenzimmer kleiden konnte, wobey ihr Mad. S.*. sehr wichtige Dienste leistete. In kurzer Zeit sah ich unsere neue Freundinn, die durch die Veränderung der Kleider viel gewonnen hatte, in ihrer wahren Gestalt. Sie war in den ersten zwanzig Jahren, und konnte mit Recht Ansprüche auf ein liebenswürdiges Mädchen machen. Ihr ausgestandenes Glend hatte in ihren sanften Blick etwas trauriges gemischt, das sehr zu ihrem Vortheil auffiel. Nach einem kleinen Unterricht von Mad. S.*, lernte sie sich bald wieder in den Frauen-



Frauenzimmeranstand schicken. Wir stellten sie dem Directeur vor, der sie auch gleich auf unser Wort annahm.

Es war mir eine große Freude, etwas zur Erleichterung Carolinens Schicksals beygetragen zu haben; jetzt machte ichs zu meiner größten Sorge, ihr auf der Bahn, die sie betreten hatte, fortzuhelfen. Da mehrentheils von der Geschicklichkeit der Schauspieler ihr Einkommen abhängt, so strengten wir ihr Gedächtniß und ihren Körper an, so viel beyde ertragen konnten. Oft mußten wir uns der Kunstgriffe bedienen, sie der Unthätigkeit, worein sie ihr Nachdenken versinken ließ, zu entreißen. So wenig auch die Tanzkunst mit ihrer Gemüthsart übereinkam, so war sie doch zu ihrer Ausbildung schlechterdings nöthig. Sie mußte sich also gefallen lassen, einige Monate mit im Ballet zu figuriren, so ungern sie es auch that. In der Folge aber fand sie den Nutzen davon. Die wenige Zeit, die ihr bey ihren Uebungen übrig blieb, an ihr erlittenes Unglück zu denken, die freundschaftlichen Unterhaltungen mit Hrn. und Mad. S*. überhaupt alle Zerstreuungen, die mit unserm Stande verknüpft sind, trugen vieles zu ihrer Beruhigung bey; nur bis zur Munterkeit vermochte nichts in der Welt sie zu bringen.



Zu Trauerspielen, die auf unserer Bühne zum großen Nachtheil der Casse das Hauptaugenmerk unsers Directeurs waren, hatte sie die mehreste Neigung. Bald wurde sie auch darin bemerkt. Ihre Stimme war biegsam und rührend. Mad. C*. die nach dem Urtheil aller Kenner ganz meisterhaft declamirte, fand an Carolinen eine gelehrige Schülerinn, und hatte die Freude, ihre Kunst von neuem ausblühen zu sehen.

Wären zu der Zeit die Theaterschriften so gäng und gäbe gewesen, wie jetzt, so würden Carolinens Verdienste, gereimt und ungereimt besungen, häufig darin anzutreffen sehn.

Wir eröffneten unsere Bühne in verschiednen Städten am Rhein, aber nie mit gutem Erfolg. Einige Kenner rühmten unser Spiel, machten dem Directeur Lobeserhebungen, daß er keine extemporirte Stücke gab; doch dies vermehrte unsere Einnahme nicht. Der Hanswurst war hier noch zu sehr publicus amor, als daß man sich ohne ihn ein gutes Theater denken konnte. Kurz, unser Directeur wurde ein Martyrer des guten Geschmacks, büßte sein ganzes Vermögen ein, und die Schauspieler giengen aus einander.

Caroline und ich bekamen Engagement bey einer Gesellschaft, die sich einen ziemlichen Namen in diesen Gegenden erworben hatte.

Unser



Unser neue Directeur schickte sich besser in den Geschmack der Zeit, als der vorige, denn er zeigte sich selbst in der bunten Jacke. Parterre, Logen und Gallerie jubilirten, so bald er sich nur sehen ließ.

So wie sich der Herr Principal mit der Pistole oder Pritsche und allerley Schwänken Ruhm und Brodt erwarb, so hatte sich nicht minder Madame mit dem Dolch hohen Beyfall erworben; denn bey festlichen Ereignissen wurden Trauerspiele gegeben. Hierin war unser Directeur doch einsichtsvoller als jener, der mit einer Pantomime, die Geburt des Arlequins genannt, alle Feste der Städte, wo er hinkam, celebrierte.

Da also Melpomenen hier auch dann und wann geföhnt wurde, gab ich Carolinen den Rath in einer tragischen Rolle zu debutiren. Der Directeur fand dieses Begehren sehr mißlich, denn er glaubte, daß außer seiner Frau keine Actrice auf dem Cothurn ohne zu stolpern einher-treten könnte. Doch, da Caroline darauf bestand, ließ es die Frau Principalinn endlich zu: denn sie wußte zum voraus, wie sie sagte, daß Mademoiselle sich prostituiren würde.

Caroline trat in der Azire auf, und fand zur Verwunderung des Principals, und zum höchsten



höchsten Verdruß seiner Gattinn, allgemeinen Beyfall. Ihre Figur, ihr Anstand, ihre richtige Declamation, und ihr wahres, warmes Spiel waren den Zuschauern so neu, so unerwartet, daß sie bey jeder auffallenden Stelle in die Hände klatschten, und laut bravo riefen. Dies war hier der Beyfall in superlativo gradu.

Im Grunde hätte Caroline nicht so viele Verdienste gebraucht, unserer Principalinn den Rang abzulaufen. Erslich war diese bereits mit dem fürchterlichsten Feind der Schönheit, mit der Zeit, bis zu den Stufenjahren herangerückt, wo das schöne Geschlecht das verhasste Prädicat Matrone erhält. Dann war sie etwas groß, und durch das lange Verdauen nichts weniger als mager. Daß sie aber, trotz dieser Naturfehler, die so wenig dem Ideal einer Prinzessin entsprechen, dennoch diese Rollen mit gutem Erfolg spielte, fand ich zwey sehr triftige Gründe. Erslich war ihr Mann Principal; dann litt sie keine Actrice bey der Gesellschaft, die nur einigermaßen diesen Namen verdiente.

Eine alte betagte Frau, zuverlässig ein Andenken von Italiens ersten Reisen durch Teutschland, fand bey dieser Bühne reichlichen Unterhalt. Sie war dabey die Favoritinn unserer Prinz



Principalinn. Alle Rollen der Vertrauten wurden ihr zu Theil. Durch diese kluge Einrichtung glich die Jugend und Schönheit unserer Donna der Hebe. Man stelle sich also die ganze Gestalt der Vertrauten vor, die diesen Contrast verursachte.

Da Madame merkte, daß Caroline mit dem Extemporiren nicht wohl zu rechte kam, suchte sie dadurch ihren Ruhm zu untergraben, daß sie ihre große Rollen in solchen Stücken gab. Doch auch dieses gelang ihr nicht nach Wunsch.

Die Zuschauer wollten Carolinen wieder im Trauerspiel sehen; und wie sie erfuhren, daß die Principalinn sich dawider setzte, bestanden sie desto eifriger darauf.

Eine Dame, die in der Stadt den Ton angab, und von den Cavalieren besonders hochgeschätzt wurde, war durch die unüberlegten Ausdrücke der Principalinn wegen des Geschmacks der Noblesse sehr wider sie ereisert. Durch ihr Ansehen brachte sie es dahin, daß der ganze Adel einmüthig den Codrus begehrte, auch selbst die Rollen so vertheilte, daß die Principalinn die Elisinde und Caroline die Philaide machen sollte.



Madame wollte über die Eingriffe in die Principalitätsrechte aus der Haut fahren. Sie drang sogar darauf, ihr Mann sollte gleich den Ort verlassen, so vortheilhaft er auch für die Casse war.

Unser Principal, der das alte Sprichwort, ein gescheiter Kerl muß kein Narr seyn, bey jeder Gelegenheit anbrachte, applicirte es hier ganz artig. Er überredete seine Frau dadurch die Rolle zu machen, daß er behauptete, Caroline würde sehr verlieren, wenn sie neben ihr agiren würde.

Madame hatte zu viel Eitelkeit, als daß dieser Einfall nicht Wurzel schlagen sollte. Sie übernahm also die Rolle der Königin, blos in der Absicht, ihre alte Vorrechte wieder geltend zu machen. Für diese Gefälligkeit erhielt sie von ihrem Mann ein neues schönes Kleid zur Königin. Mit Schmuck und Perlen über und über herausgeputzt, sah sie, des Sieges gewiß, sehr verächtlich auf ihre Rivalinn herab, die sich mit einem alten abgetragenen Rocke behelfen mußte, wobey sehr darauf gesehen war, die Taille der armen Prinzessin zu verunstalten. Ohnerachtet dieses häßlichen Kunstgriffs, der Carolinen sehr schmerzte, gewann Madame doch nichts bey der Aufführung des Stückes.

Carolinen

Carolinens wahres Verdienst, der Widerwille, den die Frau Principalinn bey den Zuschauern durch ihr Raisonnement erweckt hatte, nebst ihrer unerträglichen Declamation, ließen die Wage nicht eine Minute balanciren. Man war nicht blos damit zufrieden, daß man Carolinen den lautesten Beyfall gab, sondern man bezeigte auch durch Murren und Unruhe, wie sehr jener ihr Spiel mißfiel. Endlich wurde Madame böß— Sie wollte in einer Scene den Zuschauern ihr Unrecht beweisen, und griff sich nach ihrer Art aus allen Kräften an, das heißt, sie zog alle Register ihrer Brust auf. Sie schrieb dabey so erbärmlich, daß bey dem Schluß ihrer Rede ihre Stimme durch zu starkes Anstrengen überschnappte. Ein loser Vogel machte sich diese Gelegenheit zu Nuße, und maute dazu wie eine Kaze— Hier erfolgte ein allgemeines Gelächter. Dieser elende Spaß, der aber wirklich auffallend war, riß uns auch mit hin, daß wir mit den Zuschauern um die Wette lachten.

Was unsere Principalinn dabey empfunden hat, kann sich jeder leicht vorstellen, der weiß, wie sehr eine öffentliche Beleidigung schmerzt. Sie bekam nach dem Stücke Ohnmachten, und wurde halbtodt nach Hause gebracht.



Caroline, der dieser verdrüßliche Vorfall sehr zu Herzen gieng, machte über die Art Verspottungen, denen wir auf der Bühne ausgesetzt sind, sehr richtige Anmerkungen. Von nun an, sagte sie, werde ich immer mit Zittern auftreten, weil ich befürchten muß, daß mir auch ein ähnlicher Schimpf widerfahren kann. Noch bin ich nicht zwey Jahre auf dem Theater; aber was ich darauf erlebt habe, ist so abschreckend für mich, daß mir ein jeder anderer Stand vorzüglicher seyn würde. Mühe, Arbeit, Verdruß, Unruhe, und kaum ein kümmerliches Auskommen! Was für traurige Aussichten dabey im Alter! Sehen Sie unsere Principalinn! Zuverlässig hat sie in ihrer Jugend eben den Beyfall gefunden, den ich jetzt habe. Kaum sind ihre Reize verblüht, so ist Spott die Belohnung ihres Fleißes. Dies hat sie noch überdem mit jedem Jahre mehr zu befürchten.

Es kostete mir nicht wenig Mühe, sie von dem Entschluß, das Theater gänzlich zu verlassen, abzuhalten.

Unser Directeur äußerte sein Mißfallen gegen die Zuschauer dadurch, daß er bald darauf die Stadt verließ. Caroline und ich nahmen unsern Abschied, ohne daß wir ein andres Engagement



ment hatten. Im Grunde spielten wir das Prævenire: denn wären wir nicht gegangen, so hätte man uns gehen heißen.

Einige vergebene Anfälle, die verschiedene Herren auf die Tugend der Caroline machten, würden, wenn ich sie hier mit einflechten wollte, die Geschichte zu sehr verlängern. Da ich immer mit ins Spiel gezogen wurde, auch öfters die Hauptperson darin war, will ich sie unter die Anekdoten meiner theatralischen Laufbahn setzen.

In Frankfurt am Main hielt sich zu der Zeit eine Schauspielergesellschaft auf, von der man allgemein sagte, daß sie die beste von allen sey, die noch in diesen Gegenden gespielt hätten. Ich beredete Carolinen mit hinzureisen, um den Directeur selbst von unsern Fähigkeiten urtheilen zu lassen. Dort glaubte ich, würde Carolinens Talent Gelegenheit finden, sich noch mehr auszubilden. Durch gute Muster könnte ihre Kunst zu dem Grade der Vollkommenheit steigen, die den gewünschesten Einfluß auf ihr ganzes Leben haben müßte. Wir erreichten glücklich diesen Ort. Ich kannte hier die Tochter eines verstorbenen Schauspielers, mit dem ich einige Zeit bey einem Theater war, die durch Galanteriearbeit ein sehr gemächliches Auskommen hatte; zu der

§ 4

brachte



brachte ich Carolinen hin, die bey diesem würdigen Frauenzimmer die freundschaftlichste Aufnahme fand.

Mademoiselle W., so hieß die Tochter meines seligen Freundes, hatte eine Gehülffinn bey sich, die sich Jung nannte, und ihre Existenz einem regierenden Fürsten zu danken hatte. Ihre körperliche Schönheit, ihr munterer, angenehmer Umgang, ihre Begriffe, die sie von Tugend und Ehre hatte, machten sie zum Muster ihres Geschlechts. Sie ertrug nicht nur ihr Schicksal mit stoischer Gelassenheit, sondern sie machte auch oft über ihre Prinzeßheit sehr witzige Anmerkungen. Die Unglücksfälle, die sie mit ihrer verstorbenen Mutter, die sich durch große Versprechungen des Fürsten blenden ließ, die aber wie gewöhnlich in diesem Punct nicht erfüllt wurden, ertragen hatte, wären große warnende Beyspiele, und verdienten sehr, aufgezeichnet zu werden, wenn Beyspiele dieser Art gegen Hoheit und Glanz fruchten könnten. Die paar Tage, die Caroline in dieser Gesellschaft zur Erholung zubrachte, waren mir die angenehmsten meines Lebens. Ich sah in den zwey Frauenzimmern das wahre Bild der Eintracht, Freundschaft und Liebe.

Ma-
de-



Mademoiselle W. beredete uns, ehe wir uns dem Directeur vorstellten, zu einem Spaziergange. Sie führte uns an einen nah an der Stadt gelegenen Ort, der eine ganz pittoreske Aussicht hatte. Wir giengen in den Garten, und sahen den eben eingetretenen Herbst in seinem schönsten Glanz.

Gerade über unserer Laube saß eine bleiche, abgezehrte Mannsperson mit einem schwarzen Knebelbart im Schlafrock, der uns mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Mademoiselle Jung wurde ihn zuerst gewahr. Sehen Sie einmal dort die blasse kriegerische Figur, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit, wie die hergafft! Sie sieht aus wie Gott Mars in den letzten Zügen, der noch seine sterbende Blicke an die Venus heftet, antwortete ich. Ihre Dienerinn, Herr Momus, erwiederte sie.

Ich erkundigte mich bey dem Aufwärter, wer der franke Mann wäre. Es ist ein bleibter Husarenofficier, der hier eine Cur braucht, erhielt ich zur Antwort. Nicht lange darauf ließ mich der Officier durch eben den Aufwärter zu sich bitten.

Er redete mich höflich an, bat mich um Entschuldigung, indem er sich nach dem Frauenzim-



mer im Reifkleide erkundigte. Ich sagte ihm, es wäre Mademoiselle Caroline M. (ein Zuname, den sie angenommen hatte). Er stuzte — dann sah er wieder aufmerksam nach ihr hin. Mademoiselle Caroline M**! fuhr er nach einer Pause fort. Wollten Sie mir wohl die einzige Gefälligkeit erzeigen, die Frauenzimmer zu bitten, mir zu erlauben, daß ich ihnen mein Compliment in diesem Aufzuge machen darf? Ich richtete meinen Auftrag aus, und brachte die Nachricht zurück, daß man ihn mit Vergnügen erwartete.

Der Officier war so schwach, daß er ohne meine Unterstützung die 20 Schritte nicht würde gemacht haben. So bald er Carolinen ganz nahe war, fieng er an zu zittern, daß ich Mühe hatte, ihn zu erhalten. Ich bat ihn, daß er sich setzen möchte. Caroline, die ihn jetzt auch ins Auge sahe, veränderte die Farbe, und ihre Bewegungen verriethen etwas außerordentliches. Caroline, hub der Officier mit schwacher Stimme an, sind Sie es? — O Gott, ist mein einziger Wunsch, Sie noch einmal in dieser Welt zu sehen — mich bey Ihnen rechtfertigen zu können, erhört? Er ist es, rief Caroline, er ist es, und sank in die Arme der Mademoiselle Jung.

Die



Die beyden Frauenzimmer erstaunten über diese sonderbare Begebenheit außerordentlich. Da ich die Ursache davon leicht errathen konnte, war ich der erste, der auf Carolinens Beystand dachte. Durch meine Aufmunterung unterstützte mich Mademoiselle W** so gut, daß es uns gelang, sie wieder zu sich zu bringen. Sie öffnete ihre sanfte himmelblaue Augen, hob sie gen Himmel, dann sah sie ihren Geliebten an, der in einer starren Verämbung da saß.

Endlich machte sich ihrem Herzen durch Thränen Luft — Sind Sie es wirklich, J*, sprach sie mit bebender Stimme, oder ist's ein Traum? Ach, ich habe Ihrentwegen viel gelitten! — viel geweint! Dies brachte den Officier aus seiner Fühllosigkeit zurück. Nicht wahr, theure Caroline, antwortete er, Sie haben mich für einen meineidigen Bösewicht gehalten, und den Himmel um Rache wider mich angefleht? Sie mußten es thun, oder ein Engel hätte mich rechtfertigen müssen. Aber hören Sie mein Unglück, hören Sie die niederträchtige Rache eines Menschen, der so viel Jammer über uns gebracht hat, dem aber dieser Arm den Lohn gab.

In dem Städtchen, wo man uns so grausam trennte, gieng ich früh aus, um ein bequemes



mes Fuhrwerk zu unserer Reise zu miethen. Un-
 ser Wirth sagte mir, daß ich es in der Vorstadt
 am ersten finden würde. Ich traf hier ein star-
 kes Commando Soldaten an, die Recruten
 transportirten. Ohne mich darum zu beküm-
 mern, setzte ich meinen Weg fort. Der Mann,
 den ich suchte, war nicht zu Hause, da man mir
 aber versicherte, daß er bald wiederkommen wür-
 de, stellte ich mich an die Hausthüre, ihn zu er-
 warten. Kurze Zeit darauf ließ mich der Offi-
 cier von diesem Commando, der gerade dem
 Hause gegenüber, woran ich stand, abgetreten war,
 zu sich bitten. Ohne allen Argwohn folgte ich
 der Einladung. Er fragte mich, wer ich wäre.
 Ich antwortete, daß ich studirt hätte, und jetzt
 nach Hause reisen wollte. Ob ich einen Paß
 oder meine Matrikel hätte? Ich sagte, daß ich
 beides nicht glaubte nöthig zu haben — In-
 dem trat der Herr von M., mit dem ich in Ede-
 tingen die Schlägerey gehabt hatte, in Officier-
 uniform herein — Hier schöpfte ich Verdacht.
 Der rachgierige Mensch sagte wider mich aus,
 daß ich ein relegirter Student sey, den man laut
 der jetzigen Verordnung anwerben müßte. Alle
 meine Protestationen fruchteten nichts. Das
 Commando erhielt Ordre zum Aufbruch, und
 ich mußte unter heftigen Bedrohungen mit fort-
 D Ca-

O Caroline, hätten Sie die Angst meines Herzens Irentwegen wissen können! — Ich sah Ihren Jammer lebhaft vor Augen, den Ihnen meine gezwungene Entfernung verursachen würde. Ich hörte Sie armes, verlassenes Mädchen zum Himmel klagen, über mich klagen, und konnte Sie weder trösten noch mich rechtfertigen.

Ich ersuchte den Unterofficier, wo wir Halt machten, mir zu erlauben, daß ich einen Brief an Sie schreiben dürfte; aber ich konnte es unter keiner Bedingung erhalten.

Dies war die erste Tyranney, die ich in meinem Leben erduldet. Aus dem freiesten Menschen auf einmal ein Slave zu werden, ist zu auffallend — Doch war mir nichts unerträglicher als der Gedanke, Sie würden mich für einen Betrüger halten.

Ein Recrute, der meine Seufzer, die ich zu ersticken mir alle Mühe gab, hörte, redete mich lateinisch an. Ich antwortete ihm sehr kurz, denn ich haßte in dem Augenblick alle Menschen. Er sprach mir Muth ein — Der Krieg, sagte er, ist bereits erklärt, in kurzer Zeit würden wir zu Felde gehen, dann wäre Zeit und Gelegenheit da, die verlorne Freyheit zu suchen.

Dies



Dies that gut! Ein Schimmer von Hoffnung, Sie wieder zu finden, entriß mich der Verzweiflung. In diesem Augenblick hatte ich an dem Recyuten einen Freund. Er hieß Schmidt, hatte studirt, und war durch List wie ich unter die Soldaten gekommen.

Da der Feldzug nahe war, wurden wir täglich, so abgemattet wir auch waren, in den Waffen geübt. Der rachgierige Mensch, der Herr von M**, war mein lieutenant. Mit heimtückischer Schadenfreude ergriff er jede Gelegenheit, seinen alten Groll an mir auszuüben, und mir das Leben unerträglich zu machen. Oft hatte ich meine ganze Philosophie nöthig, dem Barbar nicht die Rechte der Menschheit fühlen zu lassen. Mein Camerad Schmidt leistete mir hiebey gute Dienste. Er war mehr Mann als ich, aber ich ertrug auch dreyfaches Leiden gegen ihn. So scharf es uns auch verboten war, Briefe fortzuschicken, so wagte ichs doch, an den Wirth, bey dem ich Sie verlassen mußte, zu schreiben; aber ich erhielt keine Antwort, vermuthlich wird man sie untergeschlagen haben.

Wir rückten bald ins Lager. Die Compagnie, wobey Schmidt und ich stand, wurde mir zur Avantgarde commandirt. Wir geriethen
mit



mit den Franzosen zusammen. Schmidt fand Gelegenheit durchzugehen, und ich wurde blefirt. Wir erhielten Verstärkung, wodurch die Feinde genöthigt wurden, sich etwas zurückzuziehen; aber sie vertrieben uns bald von unserm Posten. Mein sehnlicher Wunsch gefangen zu werden, wurde nicht erfüllt: denn man schaffte die Blefirten in der größten Geschwindigkeit zurück.

Durch die beständige Retirade unserer Armee konnte meine Wunde, die mehr schmerzlich als gefährlich war, nicht ordentlich abgewartet werden. Dies verzögerte meine Wiederherstellung. Endlich kamen wir nach Stade, wo wir stehen blieben.

Ein teutscher Fürst, der sich sowohl durch seine Siege, als durch seinen Edelmuth, den größten Nachruhm in dem Tempel der Unsterblichkeit erworben hat, übernahm das Commando. Nun giengen die Allirten mit unaufhaltbaren Schritten vorwärts. Ich konnte kein Augenzeuge von diesem Wunderwerke seyn: denn kaum war meine Wunde geheilt, so fiel ich in ein Gallenfieber, das mich sechs Monate unbrauchbar machte. Nachdem ich auch diese fatale Krankheit überstanden hatte, trat ich mit andern wiederhergestellten den Marsch zur Armee an,

Wir



Wir kamen durch Ihren Geburtsort, theure Caroline. Mit Furcht und Hoffnung erkundigte ich mich bey dem Wirthe nach Ihnen. Ihre Aeltern lebten noch, aber von Ihnen hatte man seit Ihrer Flucht nichts erfahren. Ich gieng in das kleine Gebüsch, wo ich Sie zum erstenmal schlafend antraf, flehte für Ihr Wohl zum Erhalter aller Wesen, und bat um das einzige Glück, Sie noch einmal wiederzusehen. Ewigen Dank dem, der mich erhört hat!

Caroline sprang auf, umarmte ihren Geliebten und weinte laut. Die guten Mädchen waren äußerst gerührt — Sie zollten, wie ich, dieser traurigen Wiedervereinigung empfindsame Thränen. Caroline setzte sich neben ihren getreuen J*. Nach einigen Reden von Beständigkeit, Liebe und Unglück, fuhr er in seiner Erzählung fort.

Wie ich zu meinem Regiment kam, wurde ich von meinem Lieutenant mit den bittersten Spöttereien empfangen. Gern hätte ich ihn auf der Stelle von meinem Muth wieder überzeugt; aber ich war sein Untergebener. Die Compagnie hatte bald die Freude, diesen Officier, der sich bey allen verhaßt gemacht hatte, zu verlieren.



lieren. Er bekam ein Escadron unter einem Husarenregiment, das eben errichtet wurde.

Nach vielen beschwerlichen Märschen und gefährlichen Actionen, die größtentheils zu unserm Vortheil ausfielen, wurde ich nach der Schlacht bey Bergen gefangen. Ich erkannte in dem Officier, der mich nebst verschiedenen anderen, die ein gleiches Schicksal hatten, in Verwahrung bringen sollte, meinen Vetter. Die erste Freude seit der Trennung von meiner Caroline. Auf sein Wort erhielt ich gleich die Freyheit, und von ihm alles, was ich zu meiner Bequemlichkeit brauchte. Aus Neigung zum Kriege hatte er Dienste unter einem Freyregiment genommen; durch Tapferkeit und Glück war er bereits bis zum Major avancirt.

Ich wollte nach Hause reisen; wie ich aber von ihm hörte, daß der Herr von E., mit dem ich studiert hatte, auf Reisen gegangen sey, daß sein Vater todt wäre, und mein Schwager in Angelegenheiten seines Fürsten verschickt sey, nahm ich seinen Vorschlag, noch ein paar Feldzüge mitzumachen, an. Das Leben war mir bey dem Verluste meiner Caroline gleichgültig; was mich aber besonders hiezu veranlastete, war der Gedanke zur Rache an dem Herrn von M., den mein Vetter,



wie ich ihm meine ganze Geschichte erzählte, in mir ansachte. Er stellte mich seinem Obristen, bey dem er in großem Ansehen steht, vor, der mich gleich zum Officier unter seinem Regiment ernannte. Ich fand bald Gelegenheit, mich hervorzuthun. Da ich den Tod nicht scheute, war ich bey allen Gelegenheiten mit Einhauen der erste.

Endlich wurde mein sehnlicher Wunsch, mich an dem Herrn von M. zu rächen, erfüllt. Durch einen Deserteur erfuhr ich, daß er mit einem Theil seiner Compagnie auf einem Vorposten stand. Ich ersuchte meinen Obersten, daß er mir erlauben möchte, ihn anzugreifen. Er war es nicht allein zufrieden, sondern er gab mir die Freyheit, selbst die gehörige Mannschaft dazu zu erwählen.

Mit brennender Ungeduld, meinen Todseind, der mich von dem, was ich am höchsten in der Welt schätzte, getrennt hatte, zu strafen, eilte ich ihm entgegen. Der Tag war eben angebrochen, wie ich auf das Piquet stieß. Ich sah den Hrn. von M., rief ihn an, nannte mich, und mit verhängtem Zügel sprengte ich auf ihn an. Da mein Commando meinem Beyspiel folgte, wurde das Gefecht allgemein. Nach einigen Wunder, die ich





ich dem Herrn von M. beybrachte, hieb ich ihn vom Pferde, weil er sich nicht ergeben wollte. Ein Schauer überfiel mich, da ich ihn stürzen sah. Mein Sieg kam mir aber theuer zu stehen, denn gleich darauf wurde ich durch einen Schuß so stark verwundet, daß ich ohne Beystand meiner Leute auf dem Platz geblieben wäre.

Der Obrist war mit meiner Expedition sehr zufrieden, denn wir hatten das ganze feindliche Piquet zerstreut, auch verschiedene Gefangene gemacht. Mein Vetter nahm an meinem Vorfalle den wärmsten Antheil; er sorgte dafür, daß ich gleich hieher gebracht wurde, um mich nach aller Bequemlichkeit curiren zu lassen.

So gleichgültig mir auch sonst der Tod war, so wünschte ich doch jetzt nur darum zu leben, um Ihnen, meine theuerste Caroline, zu bezeugen, wie sehr, wie unverändert ich Sie liebe — aber ich fürchte — Der Officier hielt hier die Hand vors Gesicht, und ein Paar große Tropfen rollten ihm durch die Finger. Caroline schlug die Arme um ihn, sah ihn dabey mit einer Miene an, die mir durch die Seele gieng.

Der Medicus des Herrn F. unterbrach diese höchst traurige Scene. Da er bald an seinem



Patienten eine außerordentliche Bewegung spürte, rieth er ihm ins Zimmer zu gehen. Wir begleiteten ihn alle dahin; kaum hatte er es erreicht, so überfiel ihn eine starke Ohnmacht. Der Arzt suchte alle Hülfsmittel hervor, ihn wieder ins Leben zu bringen — Endlich schlug er die matten Augen auf, und sein erster Laut war Caroline.

Wir fanden den Vorschlag des Arztes, den Patienten in Ruhe zu lassen, sehr billig: nur Carolinen fiel es schwer, sich von ihrem Geliebten zu trennen; doch die Hoffnung, ihn morgen wieder zu sehen, warum er uns selbst bat, beruhigte sie wieder.

Mademoiselle Jung fand zu Hause Mittel, Carolinens Schmerz über den Zustand ihres J. in etwas zu lindern. Sie behauptete nämlich, er müßte wieder gesund werden; die Freude, seine Geliebte wieder gesunden zu haben, würde vieles dazu beitragen. Zulezt gab sie ihr den Rath, in sein Quartier zu ziehen, um ihn selbst in seiner Krankheit zu warten.

Caroline schützte zwar das Vorurtheil der Menschen vor, allein ihre Gründe waren gegen der muntern und witzigen Jung ihre zu schwach. Endlich wurde ich aufgefordert, meine Meynung

zu



zu sagen. Wie ich Mademoiselle Jung ihren Vorschlag billigte, wurde beschlossen, Caroline sollte die Wärterinn ihres getreuen F. werden.

Den Tag darauf giengen wir alle wieder zu ihm hin, erschracken aber nicht wenig, nebst dem Arzt einen Geistlichen in seinem Zimmer zu finden. Ein Priester in einer Krankenstube ist gemeiniglich ein Vorbote des letzten traurigen Auftritts. Caroline eilte zu F** hin, der mit lächelnder Miene in einem Lehnstuhl saß. Wie ist Ihnen, liebster, bester Freund? fragte sie ihn mit thränenden Augen. Der Priester, der die Ursache ihrer Bestürzung errieth, gieng zu ihr hin. Ich bin kein Todesbote, Mademoiselle, redete er sie freundlich an, indem er sie bey der Hand nahm. Mein Freund hier hat mich zu einem sehr freudigen Endzweck holen lassen. Das allgütige erhaltende Wesen der Menschen gebe, daß der Erfolg nach meinem Gebet ausschlagen mag, so werden bald Ihre Thränen getrocknet und Ihr ausgestandenes Leiden wird in Wonne verkehrt werden. Dies war uns allen räthselhaft. Nachdem wir Platz genommen hatten, sagte F** : Sie wissen, es theure Caroline, daß ich Ihnen feyerlich bekräftigte, den Ewigen selbst dabey zum Zeugen nahm, Ihnen vor dem Altar diese Hand





zu reichen. Dieser rechtschaffene Geistliche, dem ich unsere Geschichte erzählte, hat sich erboten, mich meines Versprechens heute zu entledigen, und uns seinen Segen zu ertheilen. Ich bitte Sie allerseits, Zeugen davon zu seyn. Sind Sie es zufrieden, meine Geliebte? Caroline war so gerührt, daß sie kaum ihre Einwilligung herzustellen konnte.

Der Prediger nahm wieder das Wort. Nach einer kurzen, sehr bündigen Rede von den wunderbaren Wegen der Vorsicht, wie sie die Menschen leitet, und von den Pflichten uns ohne Murren den göttlichen undurchdringlichen Rathschlüssen zu unterwerfen, verrichtete er die Trauung mit den gewöhnlichen Ceremonien. Diese sonst freudige Handlung wurde hier sehr beweglich vollzogen.

Herr F** hatte ein kleines Mahl bereiten lassen. Auf sein Ersuchen mußten wir alle Theil daran nehmen. Er bat uns mit heiterer Miene lustig zu seyn, aber keines von uns war aus dem ernsthaften Ton zu bringen. Der Arzt machte die Probe dadurch, das Gespräch auf eine angenehmere Materie zu lenken, daß er die gewöhnlichen Neckereyen mit der Braut anfieng; aber Carolinens Unwille nebst ein Paar nachdrücklichen Reden des Predigers machten, daß er schwieg.

Wir



Wir brachen bald auf, weil wir befürchteten den Kranken zu beunruhigen. Beym Abschiede mußte ich ihm versprechen, ihn morgen wieder zu besuchen, weil er mir etwas wichtiges zu sagen hätte.

Wie ich zu ihm kam, lag er mir sehr dringend an, nur auf vierzehn Tage in sein Quartier zu ziehen: denn in dieser Zeit, hoffte er, würde sich sein Schicksal entscheiden; siele es schlecht für ihn aus, so hätte er mir Aufträge wegen seiner Frau zu geben, die er keinem andern anvertrauen wollte. Ich schätzte diesen wackern Mann zu hoch, als daß ich sein Ansuchen hätte abschlagen können; zudem lag mir Carolinens Zukunft zu sehr am Herzen.

Mit ihrer Bewilligung las ich ihm bey einer heitern Stunde ihre Geschichte, die sie selbst aufgesetzt hatte, vor. Er hörte sie nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit an, sondern er fügte noch verschiedene Anmerkungen hinzu.

Der Geistliche besuchte uns oft. Da er den gefährlichen Zustand des Herrn F** von dem Arzte erfahren hatte, lenkte er immer das Gespräch auf die Nichtigkeit und Ungewißheit des menschlichen Lebens. Er schilderte den Tod als einen friedlichen ruhigen Schlaf, indessen die See-



len der Frommen im Anschauen des Allmächtigen zu der unbegrenzten Seligkeit vorbereitet würden, der sie sich dereinst mit ihren verklärten Leibern zu erfreuen hätten. Er sprach von der Wahrheit dieser süßen Hoffnung mit so vieler Ueberzeugung, mit so vielem Nachdruck, daß sie uns alle in Entzücken setzte. Zuweilen ließ er sich auch mit uns fragweise über diese Materie ein. Wenn ich seinen Satz mit Stellen aus Schriften berühmter Männer bestätigte, wenn ich wie er von unsern Ausichten in die Ewigkeit sprach, sah er mich mitleidig an und seufzte.

Ich wunderte mich nicht darüber, denn J** hatte ihm gesagt, daß ich eine Person vom Theater wäre.

Einmal traf er mich allein im Garten an— Er erkundigte sich nach dem Patienten. Wie ich ihm sagte, daß ich an seiner Wiederherstellung zweifelte, entdeckte er mir, daß der Arzt bereits alle Hoffnung dazu aufgegeben habe. Nach verschiedenen Neben kam er auf die letzten Stunden der Menschen. Er sprach sehr gerührt von dem Glücke derjenigen, die nach ihrem Wandel sich mit Heiterkeit und Zutrauen in die Hände ihres Schöpfers werfen könnten; dann schilderte er die Schrecken des Todes der Weltkinder, die mit Zit-
tern



tern und Zagen in die Ewigkeit giengen, mit seiner ganzen Beredsamkeit. Von beyden führte er Beispiele an. Wie ich ihm auch einige, die mir bekannt waren, mittheilte, warf er einen bedauernden Blick auf mich, faltete die Hände, und rief aus: „Ist es möglich, daß vernünftige Menschen, die richtige Begriffe von unserm Abschiede aus der Welt haben, die es wissen, daß wir nach unsern Handlungen den Lohn empfangen werden; ist es möglich, daß diese so ganz zügellos, nicht allein selbst sich allen eiteln Freuden überlassen, sondern auch andere durch Mummerey dazu aufmuntern?“ — Dieser fromme Eifer hätte mich bald aus der Fassung gebracht. Zum Glück ließ er mir einige Minuten Zeit, mich zu erholen, weil er auf eine Antwort zu warten schien.

Was Sie da sagen, ehrwürdiger Herr, erwiederte ich, kann ich begreifen, und sehe die Möglichkeit ziemlich ein; denn sich freuen, und Freude in andern zu erwecken, ist in keinem Gesetze verboten — Aber die gelehrten Männer, die oft Gelegenheit haben, von den letzten Augenblicken der Sterblichen selbst Zeuge zu seyn, die uns ohne Unterlaß von Belohnung und Strafe der Zukunft vorreden, die, denen es eine heilige Pflicht ist, uns die christlichen Lehren durch eigene



Beyspiele anzupreisen — ist es möglich, daß viele von diesen nicht allein schnurgerade dawider handeln, sondern auch häufig zu Handlungen Anlaß gegeben haben, die dem Endzweck unsers Daseyns weit weniger entsprechen, als Komödien zu sehen, oder Schauspieler zu seyn?

Der Prediger. Die Beweise hievon sind?

Ich. Die tägliche Erfahrung und die Geschichte! —

Da unsere Unterredung sehr weitläufig wurde, will ich sie zu einer andern Gelegenheit aufsparen.

F** sagte zu verschiedenenmalen, daß er sehr sehnlich wünschte, nur die einzige Periode aus dem Buche seines Lebens wegstreichen zu können, die Rache nämlich an dem Herrn von M. — Doch er war dafür gestraft, doppelt und zehnfach dafür gestraft. Seine Schmerzen in der Brust, wo er verwundet war, nebst einem verzehrenden Fieber, vermehrten sich täglich. Er händigte mir einige Briefe an seinen Vetter und an seine Schwester ein, zu der ich Carolinen hinbringen sollte, wenn er nicht mehr seyn würde. Der Jammer dieser armen Unglücklichen war unbegrenzt, da sie das Ende ihres Geliebten heranrücken sah —
Der



Der Arzt sagte mir einige Stunden vorher, daß es nun bald mit dem Kranken vorbey seyn würde. Ich ließ die Mademoiselle W. nebst ihrer Freundin bitten, mir bey Carolinen Beystand zu leisten. Sie kamen und sahen die letzte schreckliche Scene mit an, die ich zu beschreiben nicht vermag — F** verschied in den Armen seiner Gattinn. Hier erreichte ihr Schmerz die höchste Stufe, die ihr das Herz brach. Wir brachten sie leblos von ihm weg. — Sobald sie wieder zu sich kam, redete ihr der Prediger so nachdrücklich zu, diesen Ort zu verlassen, daß sie es versprach; nur wünschte sie noch einmal ihren F** zu sehen. Wir führten sie zu ihm hin — Ohne ein Wort zu reden fiel sie vor dem Bett auf die Knie, salbete die Hände, sah dabey starr den entseelten Körper an — dann ergriff sie seine Hand und drückte sie an ihr Herz. Der Prediger sprach ihr Trost zu, doch sie schien nicht darauf zu achten — Sie stand auf; die beyden Mädchen nahmen sie unter den Arm, um sie mit in ihre Wohnung zu nehmen. An der Thüre des Zimmers warf sie noch einen Blick nach ihrem F**. Er ist wirklich todt, sprach sie ganz leise, indem sie fortgieng.

Alle unsere Versuche, Carolinens Gram zu lindern, waren vergebens, Sie fiel in einen finstern



stern Zieffinn, dessen Folgen mich eine gänzliche Verzweiflung befürchten ließen. Nicht eine Thräne war mir möglich ihrem Auge zu entlocken.

Die beyden edelmüthigen Mädchen unterstützten meine Trostgründe mit allem möglichen Eifer. Einige Tage nach der Beerdigung des Herrn F** lenkte ich das Gespräch auf die grenzenlosen Freuden, die wir dereinst mit unsern vorausgegangenen Freunden genießen würden, und wie unaussprechlich belohnend dann unser kurzes Leiden seyn mußte. Caroline sprang auf, fiel auf die Knie, hob die Hände in die Höhe: Ich will bey ihm seyn, ewig bey ihm seyn, sprach sie mit gebrochener Stimme; nehmt mich auf, ihr heiligen Engel — sie stürzte hierauf gerade vor sich hin — Wir hoben sie auf, ließen einen Arzt holen, doch sie hatte ausgelitten. Ein Fieber brach nach der Ohnmacht mit aller Hefigkeit aus. Drey Tage währte es, ohne daß sie sich ihrer bewußt war. Wenige Minuten vor ihrem Ende kam sie zu sich — Sie erkannte uns — nahm Abschied, hob die Hände empor, und, F** ich komme! war ihr letztes Wort.

Ruhe denn sanft, theure, fromme, jetzt ewig glückliche Freundin! Dieses kleine Denkmal sey deinem, mir immer rührenden Andenken gewidmet!







AB 34924

ULB Halle
003 248 50X

3

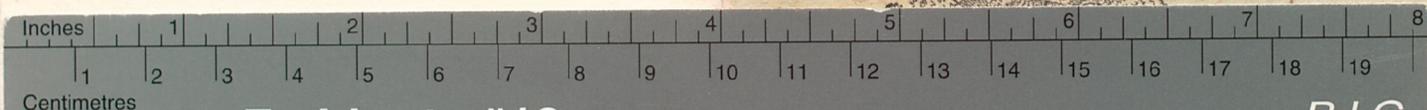


R





Lebenslauf
der
Caroline M. **,
allen
Schauspielerinnen
Deutschlands gewidmet
von
F. R.



Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

